

fluter.

Millionen Europäer
besitzen über 7 Billionen
Euro. Das sind mehr
als das Doppelte der
Staatsschulden
von Italien, Spanien,
Irland, Portugal
und Griechenland
zusammen

THEMA
Geld

75

Milliarden

Dollar beträgt das Vermögen des mexikanischen Unternehmers Carlos Slim. Er ist damit der reichste Mensch der Welt

Editorial

Krisenzeiten provozieren das Nachdenken über Selbstverständliches. Gerade weil das Regime des Geldes nicht mehr funktioniert, kommt die Frage auf, was eigentlich gilt oder gelten soll. Plötzlich wird als gesellschaftliche Verabredung, ja als Zwang deutlich, was vorher schon fast als natürlich erschienen war.

Geld ist weniger ein Ding als ein System von Zeichen und Regeln, die die gesellschaftlichen Verhältnisse in Zahlen fassen, tauschbar und messbar machen. Geldfragen sind immer auch Machtfragen. Die Schulden der einen sind die Vermögen der anderen. Das klingt symmetrischer, als es in Wirklichkeit ist. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich die Umverteilung mit den globalen Finanzkreisläufen vergrößert, ist die Asymmetrie zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Gläubigern und Schuldern stark gewachsen. Das System des Geldes wird politisch, weil grundsätzliche Fragen ins allgemeine Bewusstsein drängen: Sind die Schulden gerechtfertigt? Sind die Vermögen gerecht verteilt? Wer hat wie viel zu erwarten? Das Instrument des Schuldenerlasses und die damit einhergehende Umverteilung von Geldvermögen stehen wieder auf der Agenda politischen Handelns. Und die Regulierung des Geldwesens: Die Abkoppelung der Finanzsphäre von fast allen Bindungen an reale Produktionen und Dienstleistungen wird zum Thema. In Europa gerät mit dem Euro als transnationaler Währung das gesamte europäische Projekt in eine Krise, und die Schwierigkeiten und Paradoxien politischer Entscheidungen werden öffentlich.

Es ist eine der historischen Tendenzen des Kapitalismus, immer mehr Bereiche des Lebens in Geldkreisläufe einzubeziehen, sie als Warenform zu reorganisieren: Wissenschaft, Bildung, Kultur, soziale Beziehungen. Das hat völlig neue Dynamiken und Möglichkeiten zur Folge, aber auch Einengungen, neue Beschränktheiten. Deshalb gilt das Streiten über Geld immer auch der Frage: Wie wollen wir leben?

In Zeiten digitaler Netzwerke ist auch das Geld digital geworden, zirkuliert nahezu in Lichtgeschwindigkeit um die Welt. Aber auch neue Formen des Geldes und gemeinsamen Investierens bedienen sich dieser Möglichkeiten vernetzter Medien. Mit den Regionalwährungen wird der Versuch unternommen, eine Rückbindung des gespenstischen Kreislaufs des Geldes an reale und überschaubare Gemeinschaften zu realisieren. Die Geschichte des Geldes hat vielleicht gerade erst begonnen. Thorsten Schilling

3,5

Milliarden

Menschen müssen am Tag mit weniger als 2 Dollar auskommen

„Wir sind Pokerspieler unserer Existenz“


Haben wir denn keine anderen Probleme als Geldsorgen? Was haben die Banken mit Goethes „Faust“ zu tun? Und warum ist Verzicht der neue Reichtum? Die Einsichten des Schweizer Soziologen Aldo Haesler sind unbezahlbar

Interview: Oliver Geyer

Wir sprechen hier via Skype, einem kostenlosen Internet-service. Ist das nicht ein Widerspruch zu Ihrer These, dass unser Leben heute ganz und gar vom Geld dominiert ist?

Es gibt die These, dass wir auf dem besten Wege zu einer Gratiswirtschaft sind. Das halte ich für eine oberflächliche Beobachtung. Im Hintergrund gibt es ein sehr enges Geflecht von milliarden-schweren Unternehmen, die über Werbeeinnahmen funktionieren. Auch Skype ist nicht Philantropie, genauso wenig Google. Gerade der schöne Schein trägt dazu bei, dass die Geldlogik aus dem Hintergrund umso stärker wirkt.

Die Geldmenge in einer Volkswirtschaft wird national und international unterschiedlich gemessen. Verbreitet ist die Unterscheidung von M0 (M für Money) und M1 in folgendem Sinn: Als M0 oder auch „Geldbasis“ bezeichnen Ökonomen die Summe aus dem Bargeldumlauf und dem Zentralbankgeldbestand der Kreditinstitute. Im August 2010 betrug der Bargeldumlauf im Euroraum fast 800 Milliarden Euro. Die Geldmenge M1 umfasst zusätzlich die sogenannten Sichteinlagen der Banken - das heißt: Geld, das ohne lange Kündigungsfrist abgerufen werden kann. M1 betrug im Euroraum im August 2011 rund 4,74 Billionen Euro.

 **Das Spiel rund ums große Geld: Was du über Monopoly wissen musst – auf fluter.de/geld**

„Geld ist ein symbolisches und diabolisches Leitmedium der Moderne“

Was ist das überhaupt für ein Ding, dieses Geld, das die Welt derzeit so in Atem hält?

Es ist ja oft gar kein Ding mehr, sondern hat sich entmaterialisiert. Nur noch rund elf Prozent aller US-Dollar existieren als Bargeld, der Rest besteht aus elektronischen Zahlenströmen. Gerade wegen dieser Unsichtbarwerdung, so meine These, kann das Geld seine Logik der Gesellschaft ja umso wirkungsvoller aufprägen. Ökonomisch kann man das Geld relativ schlicht durch drei fundamentale Geldfunktionen definieren: Tauschen, Messen und Werte bewahren. Damit ist das Geld als ökonomisches Werkzeug beschrieben. Mich interessiert aber viel mehr seine Rolle als Leitmedium der Moderne. Geld ist ein symbolisches und diabolisches Medium. Es ist symbolisch, weil es Dinge zusammenbringt, die nicht unbedingt zusammengehören – wenn etwa der Freier zur Prostituierten geht statt zu einer Geliebten. Und es ist ein diabolisches Medium, das alles Urwüchsige wie Freundschaften und Verwandtschaftsverhältnisse auseinanderbringen kann. Es wirkt wie ein Spaltpilz – zum Beispiel hat das Geld die Fürsorge für Alte, die früher innerhalb der Großfamilie geregelt wurde, in eine Ware verwandelt. So hat es die Menschen vereinsamen lassen.

Und daran soll ernsthaft das Geld schuld sein?

In der Moderne kommt der diabolische Aspekt des Geldes als Medium der Vereinzelung voll zum Durchbruch. Das hat mit dem Schuldbegriff zu tun. Eine Freundschaft war ursprünglich mal ein zweiseitiges Schuldverhältnis. Man hat vom Freund alle möglichen Leistungen erhalten und stand danach in seiner Schuld und umgekehrt. Nur war dieses Gefühl nicht negativ besetzt. Man begrüßte diese Bindung, die einem Sicherheit gab. Heute dagegen wollen alle nur noch miteinander quitt sein und können kaum noch akzeptieren, wenn ihnen jemand unentgeltlich bei irgendetwas hilft. Wir sind zu Pokerspielern unserer Existenzen geworden. Und Geld ist das letzte Band, das die Gesellschaft noch verbindet.

Laut einer Studie ist jenseits eines Jahreseinkommens von rund 60.000 Euro kein Zugewinn an Glück zu erwarten. Dennoch wollen die meisten Menschen immer mehr Geld haben.

Geld ist der Universalversicherer gegen alle Unbilden des Lebens geworden. Ich glaube dennoch nicht, dass der Mensch ein ausgesprochen gieriges Wesen ist. Die neusten Entdeckungen in den Neurowissen-

schaften und in der experimentellen Ökonomie deuten darauf hin, dass der Mensch eigentlich ein zutiefst prosoziales Wesen ist. Es gibt auch die These, dass die altruistischen Tendenzen des Menschen mit zunehmender Differenzierung der Gesellschaft wieder anwachsen werden.

Wenn es nicht die Gier ist, ist es dann vielleicht die Angst, die uns vom Reichtum träumen lässt?


Wer kennt das nicht, dass man aufgrund von Geldsorgen nicht schlafen kann? Diese Angst hat damit zu tun, dass wir von einem unsichtbaren System abhängen, in dem wir nicht mehr intervenieren können. Früher konnte man mit seinem Bankberater ja noch reden. Heute sagt einem das Fräulein in der Hotline nach ewiger Warterei: „Entschuldigung, aber der Computer schluckt das nicht.“ Ich weiß, wovon ich rede, ich habe praktisch auch mein ganzes Leben lang mit schwierigen Monatsenden zu kämpfen gehabt.

Wie hat Geld den Charakter der Menschen verändert? Eigentlich verbietet die Bibel den Wucher, und jetzt gibt es eine gigantische Bankenindustrie.

Man hat jahrhundertlang darum gerungen, dieses Wucherverbot aufzulösen. Der Soziologe Benjamin Nelson sagte, dass die Zinsbefreiung die Entwicklung von der Brüdergesellschaft zur universalen Gesellschaft der Individuen ist. Und das ist nicht falsch. Der Zins haucht dem Geld, das eigentlich ein Werkzeug sein soll, Leben ein: eine Schöpfung aus dem Nichts. Ihm Leben einzuhauchen ist ein magischer Vorgang, den zuerst Goethe im „Faust II“ ausformulierte. Heute brauchen wir eine neue Zinsdebatte. Je mehr der Zins befreit wird, desto mehr fördert man faustische Figuren wie die Banken zutage. Heute hat der Faust noch viel zu viel Freiheit. Deshalb denke ich, dass in einer zukünftigen Wirtschaft der Bankensektor ganz massiv gesetzlich eingeraht werden und Finanzströme fiskalisch belastet werden müssen. Um die Banken wieder zu einem Mindestmaß an gesellschaftlicher Solidarität zu bringen.

In Ihrem Buch argumentieren Sie, dass der entscheidende Bruch erst Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts stattgefunden hat.

Die Zeit der späten sechziger Jahre mit ihren gesellschaftlichen Realutopien und Pophelden wie Bob Dylan, Jim Morrison und Janis Joplin, die gehört für



→ Ich kauf mir was (nur wovon?): 35 bis 45 Euro Taschengeld im Monat empfehlen Jugendämter für Jugendliche zwischen 16 und 17 Jahren. Ab 18 sollen es dann 70 Euro sein. Wer mehr für seine Shopping-Touren benötigt, muss sich wohl oder übel einen Nebenjob besorgen. Allerdings sind Fe-

rienjobs erst ab 15 Jahren für maximal vier Wochen im Jahr erlaubt. Übrigens empfehlen die Jugendämter, Kindern bereits ab einem Alter von vier bis fünf Jahren Taschengeld in geringer Menge zu geben, damit sie den Umgang mit Geld lernen. Rechne doch mal aus, was deine Eltern dir schulden. ←



→ Laut Statistischem Bundesamt waren im Jahr 2009 rund 12,6 Millionen Menschen in Deutschland von Armut bedroht. Am stärksten betroffen sind Arbeitslose. Unter den Erwerbstätigen war es dagegen nur etwa jeder 14. Als „armutsgefährdet“ gilt, wer weniger als 940 Euro monatlich zur Verfügung hat. Neben Arbeitslosen sind Alleinerziehende und ihre Kinder die am stärksten betroffene soziale Gruppe: Bei 43 Prozent dieser Personen lag 2009 eine sogenannte Armutsgefährdung vor. Zum Vergleich: In allen Haushalten mit Kindern betrug die Quote 14,6 Prozent. ←

„Die Gedanken ums Geld überdecken mittlerweile völlig die wahren existenziellen Sorgen“

Bruttoinlandsprodukt (BIP):

Das BIP gibt den Jahreswert aller in einer Volkswirtschaft produzierten Güter (inklusive aller Dienstleistungen) an.

Lob des Zinses:

Oft steht der Zins ja im Verdacht, die Kluft zwischen Reich und Arm zu vertiefen, weil die, die Geld verleihen, von denen, die Geld benötigen, einen Preisaufschlag zurückfordern. Allerdings hätte wohl niemand Interesse an der Vergabe von Krediten, wenn es den Zins nicht gäbe. Denn immerhin geht der Kreditgeber ins Risiko - er weiß ja nie, ob er den Kredit wirklich zurückerhält. Insofern ist der Zins auch eine Belohnung für das unternehmerische Risiko. Der Kreditnehmer wiederum darf sich freuen, dass ihm jemand Geld gibt für seine Pläne und er nicht erst sparen muss, um sie verwirklichen zu können.

mich noch zu einer Ära, die ich als „Softmoderne“ bezeichne. Aber Anfang der siebziger Jahre kam es zu einem Bruch: Die Wirtschaft gelangte an ihre natürliche Wachstumsgrenze, und die Ressourcen wurden mit der Ölkrise erstmals spürbar knapp. Nun wurde der Geldhahn wahnsinnig aufgedreht - durch den privaten Kredit, durch die Liberalisierung des Bankensektors und indem man das Geld von jeglicher materiellen Bindung abkoppelte. Es kam zur großen Elektronifizierung der Zahlungsströme. Die Wirtschaft bahnte sich einen neuen Weg, indem sie nicht mehr nur die Natur, sondern mit diversen Dienstleistungen nun auch den zwischenmenschlichen Bereich ausbeutete. Der Kapitalismus verwandelte symbolische Güter in Waren. Wenn man diese Zeit von vielleicht 18 Monaten mit all ihren Ereignissen zusammennimmt - übrigens auch die geballten Suizide unserer damaligen Pophelden -, dann kommt man zu dem Schluss: Hier ist etwas in die Brüche gegangen. Hier ist eine „Schwellenzeit“ zu verzeichnen, die noch kaum ins Bewusstsein der Menschen getreten ist.

Teilen Sie die weit verbreitete Angst vor der Pleite von Banken?

Ja sicher, denn das ist mit viel Leid verbunden. Überhaupt sind wir heute alle umgeben von einem existenziellen Sorgenschleier. Jedes Mal wenn wir die Zeitung aufschlagen, sagen wir: „Oh nein, der Dax ist wieder ein Stück weiter in die Tiefe gerutscht!“ Also, mich bedrückt das, obschon ich nie Börsianer war und diesen Index mit Argusaugen betrachte. Diese Geldsorgen überdecken mittlerweile völlig die wahren existenziellen Sorgen, wie etwa den Gedanken an den Tod. Und sie schneiden uns damit auch vom richtigen Leben ab. Aber es ist eben so, dass beide Ängste in der Moderne zusammenhängen, dass also die existenzielle Angst an den Besitz von Geld geknüpft ist. Je weiter unten in der Gesellschaft jemand lebt, desto existenzieller ist diese Angst.

Mal aus der Perspektive eines Zeitreisenden betrachtet, der zufällig in der Gegenwart landet: Er hört, dass ganze Staaten vom Bankrott bedroht sind. Er erfährt, dass auch Banken reihenweise vor dem Aus stehen. Und dann heißt es, dass beide Seiten sich gegenseitig retten sollen - mit etwas, das man nicht einmal sehen kann: Geld. Wie würden Sie ihm das erklären?

Das sind zwei Schiffbrüchige, die glauben, dass sie über ein Floß verfügen. Das Einzige, was aber noch existiert, ist ihr gemeinsames Vertrauen, dass es irgendwo ein Floß gibt. Und dieses Floß sollte der Staat sein. Der Staat entsteht heute neu als letzter Kreditgeber - die letzte Instanz, aus der noch Vertrauen geschöpft werden kann. Aber das ist nur noch eine Fiktion. Man spricht schon lange vom Ende der Regierbarkeit. Ich möchte nicht in der Haut eines Politikers stecken, der versucht, dieser Fiktion Substanz zu geben.

Wie kann es eigentlich sein, dass etwas, das sich so wie das Geld vermehrt hat, heute überall fehlt?

Wir haben ein Wirtschaftssystem, das in unwahrscheinlicher Weise Geld schöpft und es dorthin bringt, wo man es nicht braucht - während das Geld dort, wo man es brauchen könnte, immer fehlt. Das Geld wird zunehmend dort reingesteckt, wo es absolut unwirtschaftlich ist: in Riesenspektakel, Riesenfilme, Olympiaden und Autorennen. Wir haben einen zusammenbrechenden Planeten, und man schöpft Geld, um es in diesen Millionen verschlingenden Unsinn zu stecken. Dort hingegen, wo man noch die Ressourcen hat, um wirtschaftliche Güter herzustellen, da fehlt es. Das ist völlig irrsinnig.

Hatte Karl Marx also recht, und Geld ist das Werkzeug der Ausbeutung?

In vielen Belangen hatte Marx recht. Er hat bereits gesehen, dass Geld immer mehr Geld heckt. Aber für ihn musste das aufgrund seiner Theorie immer auf dem Buckel der Arbeiter stattfinden. Er hat noch nicht sehen können, dass Geld eine „creatio ex nihilo“, eine Schöpfung aus dem Nichts ist - nicht mehr nur Werkzeug zur Ausbeutung der Arbeiter, sondern autonomes Medium, das die gesamte gesellschaftliche Kommunikation überformt. Man könnte daher sagen: Mit dem vollen Durchbruch der monetären Dynamik Anfang der siebziger Jahre ist Marx eine historische Theorie geworden, die nicht mehr die nötigen Denkmittel zur Verfügung stellt, um unsere heutige Situation zu begreifen.

Und wie sollen wir aus der Misere wieder herauskommen? Mit dem von der Politik so oft beschworenen Wirtschaftswachstum?

Mein Lehrer Hans Christoph Binswanger hat schon in den frühen siebziger Jahren über die Unvereinbar-

keiten von Ökologie und Ökonomie geschrieben. Binswanger ist kein radikaler Querulant, sondern ein vernünftiger Denker, der gezeigt hat, dass ein materielles Wachstum aufgrund der knapper werdenden Ressourcen nur noch sehr beschränkt möglich ist. Vielmehr muss über ein Wirtschaftssystem mit beschränkten Mitteln nachgedacht werden und im Zuge dessen auch über das ganze Geldwesen. Und das tun viele Menschen ja auch schon. Es entstehen immer mehr autonome Tauschringe, wie zum Beispiel der Talente-Tauschkreis Vorarlberg. Das sind in keinsten Weise Revoluzzer, sondern Kleinunternehmer und Handwerker, die über neue Formen der Marktwirtschaft nachdenken, um die Ressourcen an den Ort ihrer bestmöglichen Verwendung zu bringen.

Sehen Sie das Heil also in einer optimierten Marktwirtschaft?

Ich bin kein flammender Verfechter der Marktwirtschaft. Der Markt hat immer mit Erfrierung von Sozialbeziehungen zu tun. Aber ökonomisch gesehen ist uns bislang kein besseres System zur Verteilung von wirtschaftlichen Größen eingefallen. Und in der derzeitigen Lage können wir uns auf gesamtgesellschaftlicher Ebene auch keinen experimentellen Luxus erlauben. Erstmal heißt es weitermachen

„Wir benötigen mehr Freiraum und weniger Arbeitszeit“

mit diesem System. Aber wenn die Krise überwunden ist, muss man noch mal über grundsätzliche Veränderungen nachdenken: Brauchen wir Elemente einer Planwirtschaft? Wollen wir „small is beautiful“? Bis dahin ist der Markt eine provisorische Maßnahme.

Und was kann der Einzelne tun?

In ersten Ansätzen wird ja bereits wieder an die Realutopien der frühen siebziger Jahre angeknüpft, die jahrelang nur als Verrücktheiten von Spinnern galten. Ich denke da an die genannten Tauschringe, aber auch an Formen des einfacheren Lebens und die Forderung nach einem garantierten Mindesteinkommen, das durchaus finanzierbar wäre. Man wird einen Passus finden müssen, der moderne Technologien mit einer Form von sanfter Askese verbindet. Ein Lebensstil, der den Menschen weniger Arbeitszeit aufbürdet und ihnen wieder mehr Freiraum lässt. ←



Ich brauche Kohle – und zwar schnell Teil 1: Der Kredit

Also, ich brauche Geld, und Sicherheiten habe ich natürlich keine. Ich könnte zu meiner Bank gehen, aber das bringt ja nichts. Vielleicht klappt es im Internet. Deutscher Kreditservice heißt die Webseite, das klingt seriös. Die Sache erscheint einfach: keine Schufa-Auskunft, Kredit in 24 Stunden. Der Kreditservice will wissen, wie viel Kohle ich brauche und wie viel ich im Monat verdiene. Dann sagt der Kreditservice: leider nein. Kein Geld. Ich versuche es bei Bon-Kredit. Bon-Kredit sagt, sie nehmen mich, vorläufig. Sie leiten meine Anfrage weiter an die boncred Finanzvermittlungs GmbH. „Die Vorprüfung“, steht in der Mail, „ist positiv verlaufen.“ Geld durch Googeln, so habe ich mir das vorgestellt. Dann warte ich. Fünf Tage, sechs Tage, bis wieder eine Mail kommt. Große rote Buchstaben. Geld durch Googeln? Stattdessen die zweite Absage – und auch noch auf Bürokratendeutsch. Sie schreiben nicht: Du Praktikant kriegst nix. Sie schreiben: „Obwohl wir alle unsere Möglichkeiten ausgeschöpft haben, konnte eine Befürwortung Ihrer Anfrage nicht erreicht werden.“

4,88

Billionen

Euro beträgt das Sparvermögen in Deutschland. Das sind circa 60.000 Euro pro Kopf. Die privaten Schulden betragen rund 216 Milliarden Euro

Der den Schein nicht anbricht

Erinnerungen an einen Geizhals

Text: Oliver Gehrs

→ Heute würde man natürlich sagen: Was für ein moderner Mensch! Endlich mal einer, der nachhaltig denkt, die Ressourcen schont, etwas gegen die Klimakatastrophe tut und den nächsten Generationen eine bessere Welt hinterlässt. Aber für mich war er irgendwann einfach nur ein Arsch.

„Suche Mitbewohner für 3-Zimmer-Wohnung. Du bist eher ruhig, hast nichts gegen Raucher, siehst nicht fern und möchtest nicht, dass Silberfische durch die Küche und das Bad laufen.“ So ungefähr stand es auf dem Zettel, den ich ans Schwarze Brett in der Uni geheftet hatte und auf den sich noch am selben Tag Matthias meldete. Wahrscheinlich hätte ich stutzig werden müssen, als er bei unserem ersten Treffen im Café nichts bestellte und mich stattdessen fragte, ob er das Glas Leitungswasser haben könne, das ich zu meinem Espresso bekommen hatte. Ich glaube, er hatte auch gleich mal eine Zigarette von mir geschlaucht.

Kurz nach seinem Einzug (außer einem Futon und einer Sammlung von Heften der Stiftung Warentest hatte er eigentlich nicht viel) wurde ein Vokabelheft angeschafft, in dem wir notierten, wer von uns wann wie lange telefoniert hatte. Die Telefonrechnung einfach durch zwei zu teilen, kam für Matthias nicht in Frage. Da ich öfter vergaß, meine Telefonzeiten einzutragen, zahlte ich irgendwann drei Viertel der Rechnung – Pi mal Daumen.

Gegen die Teilung des Kühlschranks setzte ich mich erfolgreich zur Wehr, allerdings bestand Matthias darauf, zu jedem Einkauf mitzukommen, weil er mir nicht zutraute, die Sonderangebote als solche zu erkennen. Er selbst las jeden Morgen die Werbesprosperkte, die aus der Tageszeitung fielen, und machte sich Notizen. Im Supermarkt wog er das Obst nach, um die Schalen dann entsprechend aufzufüllen, wenn ein paar Gramm fehlten. Ich fand es nur peinlich.

Besonders gern sparte er Wasser: Geduscht hat er nur selten. Um die Socken nicht jeden Tag wechseln zu müssen, hängte er sie abends zum Lüften raus. Auch seine Hemden hingen auf dem Balkon – tatsächlich rochen sie danach recht frisch. Dann machte Matthias den Vorschlag, nur noch bei jedem dritten Mal Pinkeln abzuziehen. Denn für das bisschen Urin würden acht Liter Wasser durch die Spülung rauschen, belehrte er mich. Ich fand die gelben Klopapierklumpen, die sich in unserer Toilette ansammelten, ganz schön ekelhaft.

Wenn wir mal in die Kneipe gingen, bestand er immer auf eine getrennte Rechnung. Einmal waren wir zusammen am Geldautomaten und danach in der Dönerbude, als er mich fragte, ob ich mal 40 Cent hätte. Auf meinen Hinweis, dass er doch gerade selbst Geld geholt hätte, antwortete er, dass er seinen Schein „nicht anbrechen“ wolle. Nach dem Essen drehte er sich wie immer eine Zigarette von meinem Tabak. „Ich rauche nicht Van Nelle, ich rauche Van Andern“, das war so sein Humor.

Wie das ausging? Natürlich war unsere Zweckgemeinschaft irgendwann so zerrüttet, dass ich ihn nur noch loswerden wollte. Dafür setzte ich auf die totale Verschwendung. Ich schmiss halbvolle Milchtüten in den Abfalleimer, nur um ihn zu ärgern. Ich ließ überall

Ich ließ das Licht brennen, schmiss halbvolle Milchtüten weg – nur, um ihn loszuwerden

das Licht brennen, stellte die Heizung schon im Spätsommer an und hoffte, dass er mir eines schönen Tages seinen Auszug ankündigen würde. Aber er wartete natürlich, bis es einen anderen, triftigeren Grund dafür gab, schließlich kostet jeder Umzug Geld.

Er zog schließlich nach München, wo er einen Studienplatz für Volkswirtschaftslehre bekommen hatte. Viele Jahre später habe ich ihn dort mal besucht. Er wohnte mit seiner Freundin und seinem kleinen Sohn in einer charmanten Altbauwohnung. Er servierte mir eine selbstgemachte Limonade und erzählte von seinem Job bei einem Unternehmen für Solarmodule. Ein Auto hatte er natürlich nicht, dafür war er Mitglied in einem Car-Sharing-Verein. Er fliegt so gut wie nie, macht lieber Urlaub in Deutschland, und den Konsumrausch an Weihnachten lehnt er ab. Ehrlich gesagt fand ich ihn voll sympathisch und hätte es ihm beim Abschied beinahe gesagt. Das habe ich mir dann aber doch gespart. ←



→ Auf Latein bedeutet das Wort Inflation „sich aufblähen“. Eine Inflation liegt vor, wenn die Geldmenge im Vergleich zur Gütermenge stärker wächst. Das heißt, dass alles teurer wird und Sparguthaben ihren Wert verlieren. Während der Hyperinflation 1923 in Deutschland waren die Geldscheine so wenig wert, dass die Kinder

daraus Drachen bauten. Eine der Aufgaben der Zentralbank ist es daher, dafür zu sorgen, dass das Preisniveau einigermaßen stabil bleibt. Für die Europäische Zentralbank bedeutet stabil, dass die jährliche Teuerungsrate knapp unter zwei Prozent liegt. ←

365.000.000.000

Euro
 betrug der Zuwachs des deutschen Bruttoinlandsprodukts von 2000 bis 2007. Der Zuwachs der Staatsverschuldung betrug im selben Zeitraum 381 Milliarden Euro

Die Erfindung der Schnelligkeit

Erst Münzen, dann Banknoten, Kredite und Aktien – die Geschichte des Geldes ist vor allem eine von der Beschleunigung des Handels. Ein schneller Abriss

Text: Andreas Pankratz, Imke Emmerich, Sarah Lotz

Behalt mal deine Muscheln: Die Münzen werden eingeführt

Steingeld in Mikronesien, Muschelgeld in China oder Kleidergeld in Nordamerika: Bei der Erfindung von Zahlungsmitteln zeigten sich die Völker der Welt einfallreich, und lange Zeit dienten wertvolle, nützliche Gegenstände als Tauschmittel. Gewicht, Aussehen und Größe dieses sogenannten Naturalgeldes legten seinen Wert fest – was ein Handelsgeschäft umständlich machte. Eine praktische Erfindung war deshalb das standardisierte Münzgold. Das erste bekannte Münzgold stammt aus der Zeit um 630 vor Christus und wurde im Nordwesten der heutigen Türkei gefunden: eiförmige Stücke aus einer Gold-Silber-Legierung mit dem Abbild eines Löwenkopfes. Auch im Römischen Reich und bei den alten Griechen wurden Münzen aus Edelmetallen gefertigt. Die heutigen Münzen kommen nicht mehr

ganz so edel daher; seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bestehen sie zum großen Teil aus Kupfer und Metallen oder Legierungen wie Nickel und Stahl – denn im Gegensatz zu früher bestimmt heute nicht das Material einer Münze den Wert, sondern die Kaufkraft des Betrags, der aufgeprägt ist.

Eine Frage der Chemie: die Karriere des Goldes

Allein die Bundesrepublik besitzt aktuell mehr als 3.400 Tonnen Gold – die meisten Barren liegen in Tresoren der Nationalbanken Frankreichs, Englands und der USA. Damit hat Deutschland nach den Vereinigten Staaten von Amerika die zweitgrößten Goldreserven weltweit. Ursprünglich lagerten die Notenbanken das Gold als Deckung für die jeweiligen Landeswährungen, inzwischen halten es die Länder als eine Art Notgroschen für Krisenzeiten. Doch warum hat Gold überhaupt einen Wert? Einfach gesagt: Es war schon immer

so. Bereits antike Hochkulturen wie die Ägypter schätzten es, weil sie daraus auf einfache Weise Schmuck herstellen konnten, und es aufgrund seiner chemischen Eigenschaften nicht verwitterte. Weil es außerdem sehr selten ist, hat es einen universellen Tauschwert und wird seit Jahrtausenden als Währung eingesetzt.

Es steht auf dem Papier: die ersten Banknoten

Wenn das Kleingeldfach aus allen Nähten platzt, müssen Scheine her. Das dachten sich auch chinesische Kaufleute der Provinz Sichuan vor mehr als 1.000 Jahren, denen ihr eisernes Münzgold einfach zu schwer wurde. Anstatt es überallhin mitzuschleppen, deponierten sie es kurzerhand in den Geschäften und nahmen dafür Depotscheine mit auf Reisen. Sie konnten von jedem, der sie besaß, wieder gegen Münzgold eingetauscht werden. Wenig später wurden die Scheine zum Schutz vor Fälschungen bemalt und mit Geheimzeichen versehen. Die Kaiser der Song-Dynastie entdeckten das Papiergeld auch als Mittel zur Kriegsfinanzierung. Sie ließen es so exzessiv nachdrucken, dass die Scheine schnell entwertet waren und im 15. Jahrhundert wieder abgeschafft wurden.

Wer alles wechseln kann: Für und Wider des Zinses

Wer einen Kredit gibt und dafür Zinsen verlangt, hat in der Regel einen mächtigen und wohlwollenden Verbünde-

ten: die Zeit, die dem Gläubiger mit jeder Sekunde mehr Profit einbringt. Unvorstellbar für Geistliche im Mittelalter, denn wenn die Zeit überhaupt für jemanden arbeitet, dann für den lieben Gott, und alles andere ist Wucher. Deshalb verbot die Kirche im 12. Jahrhundert Zinsen auf geliehenes Geld. Weil aber Kredite ohne Gegenleistung nicht wirklich lukrativ waren und Händler immer häufiger einen Vorschuss für ihr wachsendes Geschäft benötigten, ließen sich findige Geschäftsleute etwas einfallen: Sie stellten für ihren Kredit Schuldverschreibungen aus, sogenannte Wechsel. Zum Schluss konnten sie das oftmals dekorative Wertpapier beim Schuldner vorlegen, der den fälligen Betrag zurückzahlen musste – und obendrein eine Gebühr, die nicht unter das Zinsverbot fiel. Der Gläubiger konnte die Wechsel aber auch weiterverkaufen und sich den Wert von einer Bank auszahlen lassen. Deswegen hatten Wechsel im Mittelalter, wie im Übrigen auch schon bei den Römern, den Charakter eines regulären Zahlungsmittels.

Ein Königreich für dein Erspartes: Staatsanleihen

Schnelles Geld trotz Miesen? Schwierig für die meisten von uns, einfach aber, wenn man ein Staat ist. Entwickelt hat die Staatsanleihe das von seinen vielen Kriegen finanziell gebeutelte Venedig im 12. Jahrhundert. Kurzerhand übergab der Stadtstaat seinen Gläubigern, vornehmlich reichen Bürgern, im Gegenzug für ihr Geld Urkunden mit einem Nominalwert und einem Rentenanspruch, beispielsweise dem Recht auf zukünftige Steuern oder Pachteinnahmen, die sie weiterverkaufen konnten. Je nach politischer Lage – zum Teil handelte es sich sogar um Zwangsdarlehen – erfreuten sich diese Anleihen mehr oder weniger großer Beliebtheit. Zwar stiegen mit zunehmender Flaute im Stadtsäckel die zusätzlich zum Nominalwert ausgezahlten Beträge für neu ausgegebene Anleihen. Mit ihnen aber auch das Risiko, gar kein Geld mehr wiederzusehen. Wenn zum Beispiel ein Krieg verloren ging, für den sich der Staat Geld geliehen hatte: Nach einem teuren Zweifrontenkrieg brach der venezianische Anleihemarkt völlig ein, der Stadtstaat wurde von einer ersten Finanzkrise geschüttelt.

Mein Giro: Schluss mit dem Münz-Durcheinander

Besonders die Italiener mischten bei der Entwicklung des europäischen Bankwesens mit – allen voran einige Mitglieder der mächtigen und umtriebigen Florentiner Familie Medici: Bereits im 13. Jahrhundert beschrieb man sie als „banchieri“, also Bankiers; im 14. Jahrhundert machte sich ihr bis dahin weit verzweigtes Bankhaus einen Namen. Von Italien aus verbreitete sich die Abrechnung von Handelsgeschäften über Konten in Nordeuropa – so gründeten zum Beispiel die Niederländer Anfang des 17. Jahrhunderts ihre Amsterdamer „Wisselbank“.

Diese Wechselbank ermöglichte es Kaufleuten, Konten in einer einheitlichen Währung einzurichten, schließlich existierten in den Vereinigten Provinzen verschiedene Münzstätten und zahlreiche ausländische Geldstücke, die den Handel erschwerten. Die Wisselbank wurde Vorreiter auf dem Gebiet der Girokonten: Dank der Abbuchungen und Überweisungen konnten immer mehr Transaktionen durchgeführt werden, ohne dass Geldbeträge in materialisierter Form von Käufern zu Verkäufern gelangen mussten – für uns heute ein selbstverständlicher Umgang mit Geld.

Die Kaum-noch-Reserve-Bank: Siegeszug des entmaterialisierten Gelds

Kann es passieren, dass alle Kunden auf einmal ihr Guthaben abheben wollen? Eine Frage, mit der sich bereits Mitte des 17. Jahrhunderts schwedische Banker beschäftigt haben. Sie sind schließlich zu folgendem Schluss gekommen: Ein solches Ereignis ist höchst unwahrscheinlich. Aufgrund dieser Erkenntnis haben die Gründer der Riksbank in Stockholm die Finanzwelt revolutioniert. Denn fortan konnten sie Kredite vergeben und an den Zinsen verdienen, ohne dass sie sämtliche Einlagen als Gold oder Münzen vorhalten mussten. Der Bank reichte ein kleiner Teil der Reserven, um flüssig zu sein. An diesem Punkt begann das Geld sich selbst zu vermehren. Es existierte seitdem immer weniger real und dafür immer mehr nur auf Kontoauszügen und in Bilanzen.

Frisches Geld: Aufkommen der Zentralbanken

Mit der schwedischen Riksbank bahnte sich die finanzielle Innovationswelle ihren Weg durch das 17. Jahrhundert – die Bank gilt heute als ein Vorläufer der modernen Zentralbanken. Gegen Ende des Jahrhunderts gründeten auch die Engländer ihre „Bank of England“, eine Aktiengesellschaft, die den Staat bei der Kriegsfinanzierung unterstützte und die im Gegenzug einige Privilegien erhielt. In den folgenden drei Jahrhunderten entstanden immer mehr Zentralbanken, die meist gesetzlich festgelegte Ziele haben: Sie versorgen Banken mit frischem Geld und sollen den Wert des Geldes und das Preisniveau im Land stabil halten. Die letzte große Innovation in Europa fand 1998 statt: Mit dem Euro kam auch eine gemeinsame Währungsbehörde für die Mitgliedsstaaten der Währungsunion; der Sitz der heutigen Europäischen Zentralbank befindet sich in Frankfurt am Main.

Erste Aktien: Große Unternehmen geben Anteilsscheine aus

Das Börsenparkett war immer schon ein hartes Pflaster. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts stießen, schoben und schrien sich die Händler gegenseitig an und warfen sich so manche Unverschämtheit an den Kopf. Anfangs unter freiem Himmel, später überdacht, ging es laut zu an der Amsterdamer Börse, jeder konnte mitmachen – wie beim Wetten auf Pferderennen. Objekte der Begierde waren die ersten Aktien der Geschichte.

Mehrere niederländische Kaufmannskompagnien hatten sich zur Vereinigten Ostindienkompanie, einer der größten Handelsgesellschaften des Jahrhunderts, zusammengeschlossen und das Eigentum in „acties“ aufgeteilt. Sogar Hausangestellte beeilten sich, Anteile zu erwerben, und schnell entwickelte sich ein florierender Markt für die begehrten Quittungen. Auch die Amsterdamer Bankiers sprangen auf den Zug auf: Sie akzeptierten die Aktien als Sicherheit und vergaben sogar Kredite für den Ankauf der Anteile. Wodurch die Verbindung zwischen dem Aktienmarkt und der Kreditschöpfung entstand.

Hand drauf: Geschäfte mit Rohstoffen

Für amerikanische Bauern war die Terminbörse ein echter Segen. So konnten sie ab 1848 auf dem Parkett der Chicago Board of Trade Mais, Weizen oder etwa Schweinebäuche verkaufen, lange bevor sie die Ernte einfuhren oder die Ferkel schlachteten. Mit sogenannten Optionen sicherten sie sich gegen eventuellen Preisverfall ab, da sie das Geld für künftige Lieferungen auf der Stelle bekamen. Auf der anderen Seite verließen sich die Käufer darauf, dass die Produkte zum vereinbarten Zeitpunkt geliefert würden – oder sie verkauften die Verträge gewinnbringend weiter, wenn die Waren in der Zwischenzeit im Wert gestiegen waren. Kein Wunder also, dass sich neben Müllern und Fleischern schnell auch Spekulanten für den Handel interessierten, und Rohstoffe seitdem wieder zu einer harten Währung geworden sind. Inzwischen sind internationale Finanzgeschäfte mit Agrarprodukten umstritten, da sie unter Verdacht stehen, die Preise für Lebensmittel in die Höhe zu treiben und so das weltweite Hungerproblem zu verschärfen.

Das macht dann eine Milliarde: die Hyperinflation in Deutschland

Ein schwaches Steuersystem, ein teurer Krieg und eine hohe Reparationslast als Folge des Versailler Vertrags: So steuerten die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg auf eine beispiellose Hyperinflation zu. Bereits zwischen 1914 und 1918 stieg die Menge der umlaufenden Banknoten um mehrere hundert Prozent an. Nach Kriegsende war das Land zahlungsunfähig, und seine Regierung pumpte immer mehr neu gedrucktes Geld in den Umlauf. Es folgte eine der radikalsten Geldentwertungen in der Geschichte. Immer mehr Geld war immer weniger wert. Wer seinen Lohn nicht gleich wieder ausgab, konnte sich schon Tage später kaum mehr etwas dafür kaufen. Kostete ein Ei im Juni 1923 noch 800 Mark, bezahlte man im Dezember schon 320 Milliarden dafür. Erst die Währungsreform änderte das. Zunächst mit der neuen Rentenmark, das Münzgesetz vom 30. August 1924 führte dann offiziell die Reichsmark ein – zum Kurs von eins zu einer Billion. ←

34,47

Millionen
Alben hat Taylor Swift schon digital verkauft. Sie ist damit die erfolgreichste Künstlerin im Internet

Für eine Handvoll Kryptomünzen

Mit den Bitcoins ist im Internet eine eigene Währung entstanden, auf die weder Banken noch Staaten Zugriff haben

Text: Michael Moorstedt

→ Alles beginnt im Herbst 2008. Nachdem die Investmentbank Lehman Brothers Insolvenz angemeldet hat, blickt die Welt auf die Trümmer eines Finanzsystems, das Wohlstand für jeden versprach und stattdessen viele Menschen arm gemacht hat. Politiker und Währungswächter wettern im einen Moment gegen die verantwortungslosen Bankster und versuchen im nächsten, das System zu retten. Denn schließlich gibt es ja keine Alternative, oder?

In den ersten Monaten der Krise taucht auf diversen Foren zu Verschlüsselungen im Internet (Kryptografie) ein Hacker namens Satoshi Nakamoto auf und stellt sein Konzept einer Digitalwährung vor, die in einem globalen, dezentralen Netzwerk ohne Zutun von Finanzbehörden operiert. Nakamoto schreibt Hunderte Blog-Einträge und -Kommentare, motiviert andere Programmierer und steuert die Bewegung. Schnell findet er Mitstreiter. Menschen, die nicht mehr an den Euro und den Dollar glauben. Und sich deshalb einloggen.

Anfang 2009 veröffentlicht Nakamoto schließlich ein Manifest für die Internetwährung Bitcoins. Die Idee ist, ein Netzwerk aus den Rechnern aller Teilnehmer zu bilden und den Besitz von Geldeinheiten durch den Besitz von kryptografischen Schlüsseln nachzuweisen, die jeder in einer elektronischen Börse verwahrt. Jeder Bezahlvorgang wird für alle nachvollziehbar aufgezeichnet. Die Vorteile einer solchen digital generierten Währung sind offensichtlich: Das Guthaben der Nutzer kann nicht eingefroren, die Bitcoins können nicht zurückverfolgt werden, und keine Zentralbank kann den Kurs manipulieren. Die Gemeinde schätzt diese Unabhängigkeit von etablierten Finanzdienstleistern. So wurden viele Spenden an Wikileaks in Bitcoins überwiesen, nachdem Kreditkartenunternehmen die Dokumentenplattform wegen der Prozesse gegen den Gründer Julian Assange boykottiert hatten.

Bitcoins selbst zu erschaffen ist ziemlich kompliziert: Dafür muss man mit einer Open-Source-Software und großem rechnerischem Aufwand kryptographische Rätsel lösen. Ein normales Notebook kann allerdings für 50 Bitcoins bis zu einem Jahr rechnen. Einfacher ist der Weg über eigene Börsenplätze im Internet, wo jeder Euro oder Dollar gegen Bitcoins wechseln kann. Die Möglichkeit, sie auszugeben, ist groß: Vom Kapuzenpulli bis hin zu Lebensmitteln kann man im Web vieles mit dem Stromgeld kaufen. Allerdings regt sich auch Kritik: Tatsächlich sind Bitcoins aufgrund der komplexen Technologie so gut wie fälschungssicher, es besteht aber wie bei allem, was der Computer speichert, die Gefahr des Verlustes – durch Abstürze, Dateischäden oder Hacker. Zudem stellt sich die Frage, wie die Idee der Verschlüsselung und Steuer- oder Geldwäscheparagrafen zusammenpassen.

Aber es gibt noch ein anderes Problem: Paradoxerweise leidet die Währung gerade wegen des Open-Source-Gedankens an den Krankheiten des Systems, dem die Nutzer abgeschworen hatten – die Bitcoins locken Spekulanten an. So wurden Mitte Juni an einem einzigen Tag über die größte Handelsplattform Kryptomünzen im Wert von rund zwei Millionen Dollar gehandelt. So viel, wie zuvor in zweieinhalb Wochen. Kurssprünge von mehreren hundert Prozent waren keine Seltenheit. Am einen Tag war ein Bitcoin knapp 30 Dollar wert, am nächsten – ausgelöst durch Hacker-Attacken – nur noch wenige Cent. Die Geschichte, die sich schon auf den herkömmlichen Finanzmärkten zugetragen hatte, schien sich zu wiederholen. Im Herbst 2011 ist die Goldgräberstimmung denn auch merklich abgekühlt. Der Kurs einer Elektromünze hat sich bei etwa 2,50 Dollar eingependelt. Zusammen überlegen sich die Aktivisten nun, wie sie ihr Projekt am Leben erhalten. Wer so lange dabei bleibt, ist nicht auf schnelles Geld aus. Eher darauf, die Dominanz der Banken zu brechen. ←

→ Das Kino hat uns gelehrt, dass man die Hochzeiten in Griechenland gern big und fat feiert. Das geht ins Geld. Damit es nicht ganz so teuer wird, hat man noch eine

Tradition dazuerfunden: den Brauch, dass Gäste beim Tanz Geldscheine an Braut und Bräutigam heften. Das Paar tanzt, und das Geld fliegt ihm zu. In Deutschland bekommt man stattdessen zur Hochzeit verschlossene Umschläge mit Geldscheinen. Zum Sparen, für später. ←



4 **D-Mark**
 betrug der Höchststand des Dollars – und zwar in den fünfziger Jahren

Immer diese Angst

Wie ein Amerikaner unseren Umgang mit Geld findet

Die Deutschen haben schon so etwas Roboterhaftes. Wenn die Amerikaner Geld haben, dann geben sie es aus. Die Deutschen denken gleich: Kann ich davon etwas sparen? Die können nicht anders, wie Maschinen. Wieso das so ist? Ich glaube ganz bestimmt, dass die Deutschen diese Angst wegen ihrer Geschichte haben. Die Amerikaner haben die beiden Weltkriege gewonnen, und seit den dreißiger Jahren ging es mit der Wirtschaft immer aufwärts, immer mehr Konsum, immer mehr Wohlstand. Klar hatten die immer mehr Vertrauen. Die Deutschen haben sich lange an ihrer Währung festgehalten, der guten D-Mark, und jetzt haben sie den Euro, den sie nicht mögen. Die Berliner, die nach dem Krieg noch am meisten gelitten haben, sind bis heute knauserig. Allerdings: Seit einiger Zeit ändert sich in den USA alles. Zum ersten Mal seit der Großen Depression in den 1930er Jahren fielen die Immobilienpreise. Das kennen die Amerikaner gar nicht, für die Häuser eine Altersvorsorge sind. Viele fürchten sich jetzt um ihr Auskommen und sparen wie verrückt. Die kaufen gar nichts mehr. Die kriegen jetzt auch so eine German Angst.

Jerry Gerber, geboren in New York, lebt als Journalist und Übersetzer in Berlin

0,5 **Prozent**
 aller Erwachsenen haben mehr als eine Million Dollar Vermögen. 67,6 Prozent haben weniger als 10.000 Dollar

Paying the German Way

Wie ein Kellner darüber staunt, wenn die Gäste im Lokal alle getrennt bezahlen

→ Meine Eltern sind in den frühen sechziger Jahren von Hongkong in die Niederlande ausgewandert, wo ich geboren wurde. Als ich 15 Jahre alt war, sind wir nach Deutschland umgezogen und haben ein Chinarestaurant eröffnet, in dem ich nach der Schule immer als Kellner aushelfen musste. Da habe ich hautnah erlebt, dass die deutsche Gründlichkeit kein bloßes Klischee ist. Wenn größere Gruppen zum Essen kamen, dann haben sie nicht nur getrennt bezahlt, sie haben sich sogar auf den Pfennig genau von mir ausrechnen lassen, wer was hatte und wer wie viel bezahlen muss. Bis aufs letzte Bier. Aus Holland kannte ich nur, dass eine Restaurantrechnung grob zwischen den beteiligten Personen aufgeteilt wurde. Aber in Deutschland bin ich manchmal eine halbe Stunde lang mit dem Taschenrechner von Gast zu Gast gelaufen. „Paying the German way“ sagt man in den USA, wenn jeder für sich bezahlt. Ganz anders ist das bei meiner Verwandtschaft in Hongkong. Da bricht nach dem Essen im Restaurant regelmäßig ein Kleinkrieg darüber aus, wer bezahlen darf. Auf diese Weise zeigt man den anderen seine Wertschätzung und demonstriert, dass man wohlhabend ist. Da fliegen schon mal Portemonnaies durch die Gegend, und es gibt ein regelrechtes Handgemenge. **Wing-Chung Li (39 Jahre) – Niederländer mit chinesischen Wurzeln. ←**

0

Euro: So viel kostet ein fluter-Abo

www.fluter.de

8,74

Euro
pro Stunde beträgt der
Mindestlohn in den Nieder-
landen. Der Stundenlohn
für Berufsanfänger im
Friseurgewerbe in Sachsen
liegt bei 3,82 Euro

Wir sind Bank

Unser Autor hat einem Kioskbesitzer in Uganda geholfen, sein Geschäft aufzubauen. Anschließend unterstützte er noch eine Mongolin dabei, ihre Kfz-Werkstatt zu vergrößern. Wie? Indem er über eine sogenannte Peer-to-Peer-Bank Mikrokredite verteilte

Text: Tobias Moorstedt

→ Der erste Besuch auf der Webseite von Kiva.org fühlt sich an wie eine Weltreise im Zeitraffer: Ich treffe Menschen aus Mali, dem Tschad, aus Kenia, Peru, Kolumbien und von den Philippinen. Ich sehe entsetzliche Armut und höre Geschichten, die Hoffnung machen. Ich bekomme einen Eindruck von der Komplexität und Größe der Welt. Das Wort Kiva ist Swahili und bedeutet Einigkeit. Die Organisation, die 2005 von zwei jungen Amerikanern gegründet wurde, hat es sich zum Ziel gemacht, reiche und arme Menschen durch Leihgeschäfte zu verbinden. Mit nur wenigen Mausklicks ist es hier möglich, einem Menschen am anderen Ende der Welt einen Kredit zu geben. Der Slogan ist nicht gerade bescheiden: „Darlehen, die Leben verändern.“

Kiva ist eine Bank neuer Art: Sie hat kein Hauptquartier in einem Wolkenkratzer, sondern besteht aus wenig mehr als einem sozialen Netzwerk. „Social Banks“ oder „Peer-to-Peer“-Banken („P2P“) nennt man Organisationen wie Kiva auch, weil Menschen hier Geld auf eine ähnliche Art und Weise behandeln, wie sie im Netz sonst MP3s, Filme oder Software tauschen – in direktem Kontakt, ver-

Gibt es ein glückliches Leben jenseits eines großen Bruttosozialprodukts? Ja, gibt es. Der Happy Planet Index errechnet sich grob gesagt aus Lebenserwartung mal Zufriedenheit geteilt durch den ökologischen Fußabdruck. Die USA landen in diesem Ranking auf Rang 114, weil die Amerikaner zwar lang leben, dafür aber sehr viele Ressourcen verbrauchen. Gewonnen hat zuletzt Costa Rica, in Europa sind die Niederländer am glücklichsten.

mittelt über ein Netzwerk, ohne große, zentrale Institution. Mittlerweile gibt es eine ganze Reihe solcher „sozialer Banken“. Beim Berliner Start-up Smava zum Beispiel kann man Kredite bis zu 50.000 Euro aufnehmen – oder zusammen mit anderen Community-Mitgliedern einem Kreditnehmer, der am Kapitalmarkt kein Geld bekommt, eine Investition oder einen Traum ermöglichen. Die Rendite für die Anleger lag 2009 bei 7,5 Prozent.

Kiva.org ist ein Spezialfall. Hier investiert man sein Geld nicht, um es zu vermehren, sondern lässt andere Menschen damit arbeiten. Fast 650.000 Menschen sind Mitglied der Kredit-Community und haben seit 2005 zusammen mehr als 250 Millionen Dollar aufgebracht, mit denen Menschen in Entwicklungsländern etwa Saatgut kaufen, ein Ge-

Du bist Entwicklungsminister: Ab 25 Dollar geht's los

schäft eröffnen oder vergrößern können. Es ist eine neue Form der Entwicklungshilfe: Statt Milliarden von Dollar an ineffiziente oder korrupte Eliten zu geben, investiert man in Individuen, verschickt Darlehen statt Almosen, baut Geschäftsbeziehungen auf statt Abhängigkeitsverhältnisse.

Investiert man bei Kiva, steht man erst mal vor einer harten Entscheidung: Menschen auf der ganzen Welt brauchen dringend Geld. Aber wem genau soll ich meine 100 Euro geben? Wenn man bei Unicef, Misereor oder einer anderen Hilfsorganisation spendet, dann delegiert man mit der Überweisung auch die Verantwortung und die kniffligen Entscheidungen: Wem soll geholfen werden? Mann oder Frau? Jung oder Alt? Auf welchem Kontinent? Und für welchen Zweck? Auf der Kiva-Startseite gibt es eine Google-Maps-Weltkarte, auf der alle Kreditanfragen mit kleinen Pinnnadeln markiert sind – man schwebt über den Kontinenten, kann in einzelne Länder reinzoomen und fühlt sich einflussreich und hilflos zur gleichen Zeit.

Die Seite wirkt auf den ersten Blick wie eine Online-Dating-Seite. Die potenziellen Kreditnehmer stellen sich mit Name, Alter und einem Foto vor. Da ist also zum Beispiel Amori Ayebazibwe aus Uganda. Ein 30-jähriger Mann, der in stolzer Pose vor dem Regal seines kleinen Kiosks steht, den er seit neun Jahren in der Stadt Lyantonde in der Mbarara-Provinz betreibt. Er will sich 550 Dollar, umgerechnet 1.400.000 Uganda-Schillinge, leihen, um mehr Waren und Lebensmittel kaufen und ein Lager bauen zu können. Er träumt davon, in naher Zukunft einen kleinen Supermarkt zu eröffnen. Kurz: Er setzt auf Wachstum – und braucht dazu meine Hilfe. Neben dem Foto ist ein roter Button angebracht – „Lend now!“. In einem Drop-down-Menü kann ich die gewünschte Summe anklicken,

NATIONAL BANK OF LIBERIA GOVERNMENT OF LIBERIA ↓ TAX PAYMENT



→ Einem reichen Land wie Deutschland kommt bei der Unterstützung ärmerer Länder eine große Verantwortung zu. 6,219 Milliarden Euro hat das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung in diesem Jahr zur Verfügung. In Liberia beispielsweise, wo die Menschen wie in vielen anderen afrikanischen Ländern durch einen Bürgerkrieg sehr gelitten haben, wird das

Geld in die Wiederherstellung der Infrastruktur gesteckt – etwa in Straßen, die medizinische Versorgung und Toiletten. Zudem erhalten ehemalige Bürgerkriegsflüchtlinge, die Opfer von Gewalt geworden sind, Hilfe bei der Rückkehr in ein ziviles Leben. ←

25, 50, 100, 200, dann geht es weiter zum Warenkorb – möchten Sie weitere Kredite geben? –, und gezahlt wird mit Kreditkarte oder dem universellen Online-Bezahlservice Paypal. Internet-Routine. Schon spektakulär, denke ich: Im 21. Jahrhundert ist es ebenso einfach, in ein afrikanisches Kiosk-Start-up zu investieren, wie eine CD im Internet zu kaufen.

Ein grüner Balken zeigt an, wie viel Geld dem Kreditnehmer bereits von anderen Investoren zugesagt wurde. Amoris Balken steht zurzeit bei 50 Prozent. Es fehlen noch 275 Dollar. Ich möchte den Bank-Balken aufladen, damit Amori die Kraft hat, seine Ziele zu erreichen. Aber zuvor sind noch ein paar Details zu klären: Der Kredit läuft über 14 Monate. Die Tilgung erfolgt monatlich. Kiva steht nicht direkt in Kontakt mit den Kreditnehmern, sondern arbeitet mit sogenannten Field Partners zusammen. Diese lokalen Helfer sind meist NGOs, Kooperativen oder Mikrokredit-Banken, die die Kreditwürdigkeit des Antragstellers einschätzen, das Geld auszahlen und die Rückzahlungen eintreiben.

Wenn Amori scheitert, ist mein Geld weg. Vielleicht ist das der Grund, warum ich plötzlich beginne, wie ein Kreditbanker zu denken. Ich führe ein imaginäres Interview mit Amori: Ist der Einzelhandel in Uganda denn eine Wachstumsbranche, will

Es ist wie ein Proseminar in angewandter Globalisierung

ich ihn fragen. Wie unterscheiden Sie sich von all den anderen Kleinhändlern? Was ist Ihr Alleinstellungsmerkmal? Wie entwickelt sich die Kaufkraft der lokalen Bevölkerung? Und: Wäre es nicht besser, in eine Zukunftsindustrie zu investieren, ein Internetcafé zum Beispiel? Das sind natürlich blöde Fragen. Aber sie sind auch ein Zeichen des wachsenden Interesses.

Kiva liefert keine Marktdaten. Stattdessen erfährt man, dass Amori verheiratet ist und einen kleinen Sohn hat, er sei angesehen in seiner Gemeinde und ein guter Fußballspieler, verrät das Profil. Eine Bank interessiert sich nicht für solche Informationen. Sie kennt nur die Zahlen. Die persönlichen Daten und die Fotos auf Kiva sollen Nähe herstellen. Am unteren Ende der Webseite sind die Kiva-Mitglieder aufgeführt, die sich an dem Kollektivkredit beteiligt haben. Man lernt, dass auch Arvid aus Schweden und Walter aus Pennsylvania in die Unternehmung von Amori investiert haben. Die Fotos, Profile und Kommunikation erschaffen ein soziales Netz, das wichtiger ist als die volkswirtschaftlichen Makrofaktoren. Ich drücke auf den roten Knopf. Der grüne Balken wächst ein wenig. Amori fehlen nur noch 225 Dollar. Ein gutes Gefühl.

Immer schlimmer: die Kluft zwischen Arm und Reich auf fluter.de/geld

Der **Gini-Koeffizient** ist eine Zahl, die Ungleichheit misst. Verdienen in einem Land die einen sehr viel Geld und die anderen sehr wenig, hat das Land einen hohen Gini-Koeffizienten. Sehr hoch ist diese Zahl in Südafrika, wo Luxus-Apartments mit Pool direkt neben den Armenvierteln liegen. Ziemlich gerecht geht es dagegen in Schweden zu.

Der Erfolg von Kiva.org erklärt sich dadurch, dass der Mensch, der berühmte Homo oeconomicus, eben nicht nur als rationaler Akteur auf den Märkten agiert, sondern auch ein soziales Tier ist. Auf den Kontoauszügen der Kiva-Nutzer tauchen nicht nur kühle Zahlen und Ratenzahlungen auf, sondern auch der Satz: Du hast einem Menschen geholfen. Diese soziale Rendite ist den Kiva-Nutzern mehr wert als ein hoher Zinssatz. In dem Investment-Portfolio sammeln sich keine Fonds-Anteile, sondern Biografien und persönliche Geschichten.

Nach einer Woche besuche ich die Kiva-Seite erneut. Amori hat seinen Kreditbalken nun zu 63 Prozent aufgefüllt. Im Januar 2012 will er mit der Tilgung beginnen. Ich schaue mich weiter auf der Seite um. Investiere wenig später 50 Dollar in einen Call-Shop auf den Philippinen – Telekommunikation, absoluter Wachstumsmarkt, klar – und stolpere dann über die Anfrage von Shinebayar Enkhtaivan, einer 26-jährigen Frau aus der Mongolei. Shinebayar ist keine arme Frau, sie hat studiert und bewohnt eine Mietwohnung in der Hauptstadt Ulan-Bator. Aber ihr fehlt das Kapital, um eine gute Idee umzusetzen. Ich brauche 1.950 Dollar, erzählt sie auf der Kiva-Seite, um die Autowerkstatt meiner Familie zu erweitern. Ihre Strategie ist zumindest in meinen Augen ungewöhnlich: Da es in der Mongolei offenbar einen Mangel an kompetenten Mechanikern gibt, will sie zwei erfahrene Arbeiter aus Vietnam einfliegen – „Ich habe während des Studiums ein paar Vietnamesen kennengelernt, und das soll sich nun auszahlen.“ Shinebayar braucht das Geld, um die Visa und Flugkosten der Arbeiter zu bezahlen.

Das Engagement auf der Kiva-Seite ist auch ein Proseminar in angewandter Globalisierung: Da investiert ein Individuum in Europa, den USA oder Argentinien eine kleine Summe, die um die Welt reist, um eine Frau in Zentralasien in die Lage zu versetzen, ein paar Gastarbeiter aus Vietnam zu engagieren. Ich drücke den roten Knopf.

Die unendliche Finanzkrise ist nicht nur eine volkswirtschaftliche Katastrophe, sondern auch ein Image-Debakel für die Bankindustrie. Der sympathische Bankdirektor, der den lokalen Fußballverein unterstützt und seine Kunden mit Namen kennt, ist in den vergangenen Jahren in manchen Köpfen zu einem zynischen Zocker mutiert, der die Weizenpreise in die Höhe treibt und finanzielle Angriffskriege gegen südeuropäische Staaten führt. „Die Krise hat die Menschen zum Nachdenken darüber gebracht, was die Banken eigentlich mit ihrem Geld machen“, sagt Alexander Artopé, der die P2P-Bank Smava führt. „Davon profitiert das soziale Banking, weil Geldgeschäfte hier direkt und transparent möglich sind.“

Die Losung des Internetzeitalters lautet: *Eliminate the middleman* – schalte den Vermittler aus. Die Bürger haben Zugang zu mehr Informationen als

jemals zuvor und neue Werkzeuge, um Einfluss auszuüben. Klassisch-autoritäre Institutionen wie Zeitungsverlage, Kaufhäuser oder Banken merken das. Die Do-it-yourself-Mentalität der Netznutzer beschränkt sich längst nicht mehr auf Filme, Lexikon-Produktion oder Nachrichtenvermittlung, sondern nun auch auf Gelddienstleistungen.

2006 bekam der bangladeschische Ökonom Muhammed Yunus den Friedensnobelpreis für seine Idee des Mikrokredits und sein Engagement für ein Bankenwesen, das jenen hilft, die bislang keine Hilfe der Finanzbranche zu erwarten hatten. Einige Jahre später gab es beunruhigende Hinweise, dass auch Mikrokredite einen unmenschlichen Rückzahlungsdruck ausüben können. So war es in Indien sogar zu Selbstmorden von 17 Frauen gekommen, die Mikrokredite in Anspruch genommen hatten.

Indiz des Erfolgs: Die Raten kommen regelmäßig zurück

2011 zeigte dann aber die erste größere Feldstudie des Massachusetts Institute of Technology und der Universität Yale zur Wirkung von Kleinstkrediten, dass sie die Lebensbedingungen von Menschen in Entwicklungsländern deutlich verbessern. In Regionen, in denen viele Mikrokredit-Institutionen existieren, zeigten die Forscher, werden mehr Unternehmen gegründet, die Kinderarbeit nimmt ab, und auch die Konsumgewohnheiten der Bevölkerung verändern sich: Die Nachfrage nach Investitionsgütern steigt, die nach Alkohol und Tabak sinkt.

Kiva ist Kopfkino: Ich stelle mir vor, was mit meinem Geld in Uganda und der Mongolei passiert, wie Amori und Shinebayar das Geld ausbezahlt bekommen, es investieren und so die Dinge ins Rollen bringen. Ich will natürlich kein finanzemotionaler Spanner sein, aber fast finde ich es schade, dass man die Unternehmensentwicklung nicht direkter mitverfolgen kann. Nur die regelmäßigen Ratenzahlungen, die auf dem Konto eintreffen, sind ein Indiz dafür, dass die Projekte der Kreditnehmer voranschreiten. Ein Kiva-Aktivist, der sich die Sache genauer angesehen hat, ist der amerikanische Reiseschriftsteller Bob Harris: Er hat in den vergangenen zwei Jahren mehr als 2.000 Kleinkredite vergeben und zusammen mit seiner Gruppe „Friends of Bob Harris“ weit mehr als eine Million Dollar gesammelt. Kürzlich ist er von einer Weltreise zurückgekehrt, die ihn unter anderem nach Bosnien, Peru und Kambodscha geführt hat. „Ich wollte sehen, welchen Unterschied meine Investitionen gemacht haben“, sagt er. Seine Erfahrungen verarbeitet er nun in dem Buch „The First International Bank of Bob“. Der Titel ist kein Witz. Im 21. Jahrhundert kann jeder ins globale Geldgeschäft einsteigen. Wir sind Bank. ←

105

Bethel-Euro
bekommt man in Bielefeld-Bethel für 100 Euro. Der Bethel-Euro, früher Bethel-Taler, ist die älteste Komplementärwährung Deutschlands. Seit 1908 kann man damit in den Einrichtungen für Behinderte bezahlen

Das bleibt jetzt aber unter uns

Durch eine Zweitwährung kann ein ganzes Viertel aufblühen: Die „Palmas“ entstanden vor gut einem Jahrzehnt in einem Slum von Fortaleza, inzwischen gibt es in Brasilien 67 Komplementärwährungen; die jüngste ist seit Mitte September in der ehemaligen Elendssiedlung City of God in Rio de Janeiro im Umlauf

Text: Christine Wollowski

→ Freiwillig waren sie nicht hergekommen, die Bewohner des Conjunto Palmeiras. Die Stadtverwaltung hatte sie 1973 kurzerhand aus dem Zentrum von Fortaleza umgesiedelt, als die Grundstücke in Küstennähe zu wertvoll für einen Slum geworden waren. Nun hausten die Vertriebenen in schiefen Lehmhütten, sie nutzten den Fluss als Mülltransport, und bald war Palmeiras als übelstes Elendsquartier der ganzen Stadt verrufen. Bis Joaquim de Melo kam, den der Bischof nach Palmeiras geschickt hatte, damit der Seminarist das wirkliche Leben kennenlernte. „In den 1980er Jahren haben wir mit der Bevölkerung aus eigenen Kräften Aufräumaktionen gestartet, eine Kinderkrippe gebaut, die ersten städtebaulichen Maßnahmen eingeleitet“, erzählt der heutige Leiter der Palmas-Bank. „Und sind dabei immer davon ausgegangen,

Alle zusammen hatten eine Million

dass die Leute hier eben arm sind. Bis wir ausgerechnet haben, dass die damals 20.000 Bewohner jeden Monat umgerechnet beinahe eine Million Euro ausgaben, unter anderem für Lebens- und Putzmittel. Allerdings taten sie das so gut wie ausschließlich in anderen Stadtvierteln, und die örtlichen Händler hatten nichts von dem Geld.“ Um die Attraktivität der Händler vor Ort zu erhöhen, entstand die Idee, eine lokale Währung zu erfinden, die nur hier im Conjunto Palmeiras gültig wäre und die hiesige Wirtschaft ankurbeln würde. 1998 gründete de Melo mit einer Handvoll Partnern die Gemeinde-Bank „Banco Palmas“. Das Startkapital von umgerechnet knapp 2000 Euro hatte ihnen eine NGO geliehen, und die Jungbanker verteilten es in Form

Chiemgauer

2003 wurde in einem Schülerprojekt der 10. Klasse der Waldorfschule Chiemgau in Prien die Parallelwährung Chiemgauer erdacht. Das Verbreitungsgebiet umfasst die Landkreise Rosenheim und Traunstein mit insgesamt 480.000 Einwohnern. Die Scheine des Chiemgauers sind drei Monate gültig, danach können sie durch Wertmarken verlängert werden. Damit das Geld nicht irgendwo im Sparstrumpf vergammelt, sondern die Wirtschaft ankurbelt.

www.chiemgauer.info

Tauschringe

Auch ohne Geld kann man sich Wünsche erfüllen, vorausgesetzt, man hat etwas als Gegenwert anzubieten: Weltweit gibt es viele Tauschringe oder Tauschkreise, deren Mitglieder Dienstleistungen oder auch Waren miteinander tauschen. *www.tauschwiki.de*

frisch gedruckter Palmas-Noten, auf denen eine stilisierte Palme abgebildet war, sofort und komplett an ihre ersten Kunden: Menschen, die vom offiziellen Bankensystem ausgeschlossen waren, über kein Konto, keine Bankkarte und keinen Überziehungskredit verfügten – weil sie weder ein nachweisbares Einkommen noch einen rechtmäßig dokumentierten Wohnsitz oder andere Sicherheiten vorweisen konnten. Ein Teil des neuen Geldes gelangte als winzige Konsumkredite zu den Slumbewohnern, der Rest als Kredite zu Kleinunternehmern. Tatsächlich stieg der Konsum im Viertel an, die Produktionsbedingungen verbesserten sich.

Zum Erfolg hat auch die Art und Weise beigetragen, wie die Banco Palmas Kredite vergibt. Das Bankgebäude sieht aus wie ein normales Wohnhaus, die Angestellten sind Bekannte aus dem Slum. Keiner fragt nach Schufa-Eintrag oder Verdienstbescheinigung. Aber so ein Bekannter wird den Nachbarn des potenziellen Kreditnehmers vielleicht irgendwann folgende Frage stellen: „Wie lange backt denn João schon Maniok-Pfannkuchen? Der hat bei uns ein Darlehen für ein Pfannkuchenunternehmen beantragt.“ Die Nachbarin könnte darauf antworten: „Das hat der João

Der Profit war die Lebensqualität

schon von seiner Oma gelernt!“ Das wäre günstig für Joãos Kreditancen. Würde sie hingegen sagen: „Der João? Der hat noch nie irgendwas gebacken!“, sähen seine Chancen gen null. Die wichtigste Frage lautet meist: „Wenn es Ihr Geld wäre, würden Sie es João leihen?“ Damit fahren die Kreditanalysten der Banco Palmas bestens. Nur etwa zwei Prozent zahlen ihre Schulden nicht zurück.

Darlehen in Palmas sind bis zu einem bestimmten Betrag zinsfrei, Kredite in der offiziellen Währung Real kosten einen Bruchteil der üblichen Zinsen. „Wir sind nicht an Profit orientiert, sondern an der Entwicklung des Viertels“, erklärt Joaquim de Melo, „deswegen kosten bei uns Kleinkredite weniger als große.“ Nach anfänglicher Skepsis gelten die Palmas mit der hübschen Palme im P inzwischen in rund 240 Läden, die ihren Palmas-Kunden Preisnachlässe zur Kundenbindung gewähren. Die brasilianische Zentralbank verklagte ihre kleine Konkurrentin anfangs, verlor aber den Prozess. Stattdessen vereinbarte die Staatsbank mit der Slumbank, dass es immer ausreichend Gegenwert in Real für die ausgegebenen Palmas gibt, die Zweitwährung rücktauschbar und ihr Wert an den Real gebunden sein muss. Längst ist es keine Seltenheit mehr, dass Bankkunden am Schalter die bunte Zweitwährung verlangen. Nach zehn Jahren Palmas gab das Ministerium für Arbeit eine Studie zu den Auswirkungen in Auftrag. Das Ergebnis: Ein Viertel der Befragten konnte sein Einkommen seit der Bankgründung steigern, ein Fünftel hat erst danach Arbeit gefunden, und 90 Prozent sagen aus, ihre Lebensqualität habe sich seitdem verbessert.

Nachdem in den 1990er Jahren die meisten Experten an eine Zukunft der globalen Währungen wie den Euro glaubten, gerieten nach der Krise von 2008 solche Überzeugungen ins Wanken. Zweitwährungen, die begrenzte Wirtschaftsräume schützen und stützen können, hatten wieder Konjunktur. De Melo sagt: „Unsere Bank hat keine Filialen. Unser Kapital bleibt im Viertel, das heißt: Da draußen kann es krachen, wie es will, das hat auf uns keine Auswirkungen.“ Die Grenzen der Zweitwährungen ergeben sich für ihn vor allem durch das begrenzte Kapital: Heute sind in Brasilien 67 verschiedene Währungen in Umlauf, ihr geschätzter Gegenwert beträgt rund 250.000 Euro. Sie alle haben – ähnlich wie im Conjunto Palmeiras – zu einem örtlichen Wirtschaftsaufschwung geführt. Das jüngste Beispiel ist im September in Rios berühmtem Slum City of God (Cidade de Deus) entstanden, und das neue Geld boomt bereits wie verrückt, berichtet de Melo.

Brasiliens Nachbarn in Venezuela haben sich ebenso von den Experten der Banco Palmas beraten lassen wie Neugierige aus Afrika und Asien. Seit 2006 haben die Venezolaner es auf mehr als 200 Zweitwährungen gebracht. Joaquim de Melo wünscht sich für Brasilien eine ähnliche Zukunft. „Unsere Präsidentin hat sich die Ausrottung des Elends bis zum Jahr 2014 auf die Fahnen geschrieben“, sagt er, „und unsere Banken sind ein wichtiges Werkzeug auf dem Weg dahin!“ Der Conjunto Palmeiras jedenfalls ist längst kein Slum mehr, sondern ein normales Arbeiterviertel. ←



→ Käufliche Liebe: In Polen hat jeder Vierte zwischen 15 und 18 schon mal Sex für Geld angeboten. Das zeigt eine aktuelle Studie der Organisation „Niemandskinder“. Experten sind besorgt, dass Prostitution bei jungen Polen als gängiger Hinzuverdienst zunehmend akzeptiert wird. Auch in Deutschland kommen viele Prostituierte aus Osteuropa, insgesamt sollen 400.000 Menschen Sex gegen Geld anbieten und jeden Tag Besuch von mindestens 1,2 Millionen Kunden haben. Seit zehn Jahren ist Prostitution gesetzlich geregelt. Das heißt: Prostituierte sind krankenversichert und zahlen Steuern. In vielen anderen Ländern ist Prostitution verboten – etwa in Schweden. Dort werden aber nicht die Prostituierten bestraft, sondern die Freier. ←



→ Der Blick auf den Bildschirm an der Börse ist nichts für schwache Nerven. Finanzmathematiker rechnen zwar vor, dass ein Tagesminus von mehr als fünf Prozent nur einmal im Jahrtausend vorkommen dürfte. In Wahrheit stürzen die Märkte alle paar Jahre ab. Und im Moment stürzen und springen die Kurse ungefähr täglich. Trotzdem kann man an der Börse immer noch sehr reich werden. 2010 bekam der durchschnittliche New Yorker Wall-Street-Banker 128.530 Dollar im Jahr. Und natürlich träumen die Banker davon, Millionen zu machen. Die Topverdiener bekommen Jahresgehälter in zweistelliger Millionenhöhe. Es kann aber auch anders laufen. Aus Jérôme Kerviel, dem jungen Karriere-Trader der französischen Bank Société Générale, wurde Jérôme Kerviel, der höchstverschuldete Mann der Welt: 4,9 Milliarden Euro seines Arbeitgebers hat er verzockt. Weil dabei dubiose Papiere und Fälschungen im Spiel waren, verurteilte ein Gericht Kerviel zur Rückzahlung des gesamten Geldes. ←

9 **Nullen**
hat in den USA
eine Billion.
In Europa hat
sie 12

Weniger ist mehr: warum in den USA Billionen Milliarden sind

→ Vor ein paar Jahren sprach man noch mit Respekt von Millionen. Inzwischen reden wir gespenstisch vertraut über die Milliarde. Geht es um die Staatsschulden, sind es sogar Billionen. Und geht es um die Staatsschulden der USA, sind es sogar Trillionen.

Moment. Trillionen? Es ist so: Die Amerikaner sagen Trillion, wenn wir Billion sagen. Sie überspringen die Milliarde, sie überspringen überhaupt alle Endungen mit -arde. Sie sind der Ansicht, dass es sich besser zählen lässt, wenn alle drei Nullen ein neues Wort kommt: eben Million, Billion, Trillion, Quadrillion, Quintillion, Sextillion. Man nennt dieses System kurze Leiter. In den meisten Ländern gilt allerdings wie in Deutschland die lange Leiter – eben mit der Zwischensprosse: Million, Milliarde, Billion, Billiarde, Trillion, Trilliard. Und jetzt wird es noch komplizierter. In Israel sagt man zwar Milliarde, darüber zählt man aber weiter wie in den USA. Auch im englischsprachigen Teil von Kanada zählt man wie in den USA, im französischsprachigen Teil aber mit Milliarden und Billiarden. In England setzt sich mehr und mehr das amerikanische System durch, aber nicht offiziell.

Und in Frankreich, dessen Gelehrte im 15. Jahrhundert die kurze Leiter erfanden, zählt man heute wie in Deutschland. Also: Die USA machen zwar viele Schulden, aber nur auf Amerikanisch sind es im November 2011 14,9 Trillionen Dollar. Auf Deutsch sind es nur 14,9 Billionen Dollar. Was auch nicht richtig beruhigend klingt. ←

7 **Milliarden**
Euro bekamen Banker in
der Londoner City 2010
als Bonus. Im selben Jahr
kündigte die britische Re-
gierung an, bis 2014 über
80 Milliarden Euro
sparen zu wollen

Das Ende der Gier, wie du sie kennst

Er will kein Millionengehalt und keinen Porsche. Er bleibt immer cool und hochkonzentriert: Der Börsenhändler der Stunde ist ein Computer. Das hat gute und schlechte Seiten

Text: Raphael Geiger

→ Jeden Morgen laufen die Händler in Frankfurt aufs Börsenparkett und spielen wieder einen Tag lang Finanzmarkt: aufgeregte Männer, die Ärmel hochgekrempt, die Krawatte gelockert. Sie schreien in ihre Telefone und starren auf die Kurvendiagramme der Bildschirme. Abends berichten die Fernsehsender von den Balkonen ringsherum – wie vom Sportplatz. Sie zeigen auf den Verlauf des Deutschen Aktienindex (Dax) und sagen, dass die Märkte heute nervös reagiert haben. Als Zuschauer denkt man, dass die Händler, die auf dem Parkett herumwuseln, nervös geworden sind. Aber das ist eher selten.

Die Korrespondenten sagen nicht, dass man auf das Parkett verzichten könnte, dass der Handel elektronisch stattfindet. Sie sagen nicht, was Peter Gomber sagt, Ökonom an der Uni Frankfurt – dass das Parkett die Börse „zum Anfassen“ sei, was niedlich klingt und übersetzt wohl so viel heißt wie: Es ist fast schon überflüssig.

Um zu sehen, wo jetzt über die Milliarden entschieden wird, muss man mit der U7 an den Stadtrand fahren. Eine Viertelstunde dauert es von der Frankfurter Innenstadt, dann landet man in einem hässlichen Gewerbegebiet, läuft an einem Netto-Markt vorbei und an einer Autolackiererei, bis gegenüber eine Wiese der Stadt ein Ende setzt und ein Gebäude auftaucht mit doppeltem Zaun, vielen Sicherheitsschleusen und vielen Kameras. Das Gebäude wirkt anonym. Kein Schild, auf dem Börse steht, genau genommen gar kein Schild außer: „Betreten verboten“.

Jeden Morgen beginnt hier, im Rechenzentrum der Deutschen Börse, der Arbeitstag der Computer, die programmiert sind mit Algorithmen – kurz: mit Unmengen von

Automatisierter Handel: Beim Algorithmic Trading oder auch High Frequency Trading werden Wertpapiere durch Computerprogramme gehandelt. Der Computer analysiert schneller als Menschen aktuelle und historische Marktdaten, gibt dann Signale zum Kauf oder Verkauf oder setzt diese automatisch um. Das Wirken des Computers kann Sekunden, aber auch Tage dauern.

Blitzhandel: Eine Besonderheit des Hochfrequenzhandels ist der Blitzhandel, bei dem die Computer Bruchteile von Sekunden vor anderen Marktteilnehmern über einen Kauf-/Verkaufsauftrag informiert werden und so die Möglichkeit haben, diesen anzunehmen und sofort durch minimale Preisaufschläge weiterzuverkaufen. Selbst wenn pro Auftrag so nur ein Cent verdient wird, kommen durch das große Volumen der Aufträge beträchtliche Summen zusammen. Manche sehen darin eine unerlaubte Kursmanipulation und fordern ein Verbot.

Wenn-dann-Entscheidungen: Aktien kaufen und verkaufen, auf steigende oder fallende Kurse setzen. Der Computer entscheidet schneller, als man mit der Wimper zuckt.

Es ist seine Software, die den Computer zum Börsenhändler macht. Sie ist sein Gedächtnis und ersetzt die Erfahrung eines menschlichen Traders. Wie hat die VW-Aktie bisher reagiert, wenn die Daimler-Aktie um drei Cent gefallen ist? Wie reagiert die Börse in Frankfurt, wenn die Daimler-Aktie in Stuttgart um zwei Cent gestiegen ist? Was waren die Gründe für die Tulpenkrise in Holland Anfang 1637? Was Menschen im Gedächtnis haben, hat der Computer abgespeichert. Und er ist nervenstark. Wenn Menschen eine Aktie längst verkaufen, weil sie sagen: Das kann doch nicht so weitergehen, das ist doch eine Blase, dann hält sie mancher Computer noch, um mehr Gewinn zu machen. Klar, dass diese Software viel Geld wert ist. Vor zwei Jahren wurde ein ehemaliger Mitarbeiter des amerikanischen Finanzdienstleisters Goldman Sachs vom FBI verhaftet, weil er Teile der Software für den automatisierten Handel gestohlen haben soll.

Bedenkt man, dass der Computer keinen Urlaub braucht, kein Burnout-Syndrom kriegt und noch nie nach einem Bonus gefragt hat, kann man sagen: Der Computer, das ist die Zukunft. Genauer: eine Zukunft, die schon begonnen hat. In Frankfurt läuft der Börsenhandel zu 94 Prozent über das elektronische Handelssystem Xetra. Und rund 50 Prozent davon erledigen Hochgeschwindigkeitsrechner, ohne dass noch Menschen beteiligt sind.

Kühle Computer statt menschlichen Zockern

Ein italienisches Restaurant im Frankfurter Westend. Ronny Horst bestellt Spiralnudeln mit Schinkenstückchen und Äpfelwoi, hessischen Apfelwein. Horst ist ein großer 34-jähriger mit blonden Haaren, Studium der Kunstgeschichte und zwei geschwungenen S als Manschettenknöpfen, das Logo seines Arbeitgebers: „Superfund“ – eine Investmentgesellschaft, die ihren Kunden Fonds anbietet, die von Computern gemanagt werden. Horst trinkt seinen Wein und erklärt, warum Superfund nur noch den Computern vertraut. „Computer haben keine Emotionen“, sagt er. Wenn etwas schief läuft am Markt, dann, weil Menschen sich nicht an ihre Strategie hielten, weil sie Nerven zeigten. „Letztlich sind Menschen auch nur Maschinen.“ Nur schlechter programmierte.

Ronny Horsts Firma investiert in rund 150 verschiedene Werte: vom Dow Jones, dem amerikanischen Aktienindex, bis zum Palmöl. An der sogenannten Terminbörse spekuliert sie auf Transaktionen, die erst in der Zukunft abgewickelt werden, und setzt auf fallende oder steigende Kurse. Wie im Casino. Woran Superfund glaubt, bestimmen die Computer. Die Software gibt die Kaufbefehle.

Es ist vor allem der sogenannte Blitzhandel, den manche Ökonomen für fragwürdig halten. Dabei bekommen die Computer Millisekunden früher als andere Marktteilnehmer Informationen über das bevorstehende Börsengeschehen und können so den Kurs in eine Richtung treiben, die ihnen nutzt. Kritiker sprechen von Kursmanipulation, Befürworter verweisen auf die steigende Kaufkraft, die den Handel liquide hält, und die Verringerung der Handelsspannen, die den Handel letztlich für alle sicherer und günstiger machen. Doch was ist, wenn sich die Computer gegenseitig aufschaukeln, wenn sie den Kurs einer Aktie in immer neuen Millisekundenentscheidungen blitzschnell in den Keller treiben? So sollen Computer am sogenannten *Flash Crash* schuld gewesen sein, bei dem im Mai 2010 der *Dow Jones Industrial Average* innerhalb einer Viertelstunde um knapp 1.000 Punkte abstürzte. Fest steht: Wenn sich der Kurs einer Aktie nach unten bewegt, spüren es die Computer als erstes, und einige wetten auf den weiteren Absturz. Sie meinen es ja nicht böse, sie sind so programmiert.

„Der Computerhandel sollte einer besonderen Kontrolle unterworfen werden“, sagt Michael Grünwald, Wissenschaftler am Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung. An den Börsen läuft der Handel gesetzlich reguliert ab, mittlerweile wird er kurz ausgesetzt, wenn eine Aktie um mehr als zehn Prozent an Wert verliert. Man zieht den Computern also einfach den Stecker. Aber die Rechner handeln auch abseits der offiziellen Börsenplätze, oft direkt untereinander, ohne Kontrolle. Der Wirtschaftswissenschaftler Peter Gomber fordert daher, dass diese Grauzone gesetzlich geregelt wird.

Viele Menschen haben Angst vor der Macht der Maschinen. Vor einer Welt, in der der Markt zum Pingpongspiel der Maschinen wird. Die Leute von Superfund können

das nicht verstehen. „Wir akzeptieren doch auch, dass uns ein Navigationssystem im Auto die Route vorgibt“, sagt der Geschäftsführer Michael Harneit. „Wir akzeptieren, dass ein Autopilot ein Flugzeug lenkt.“ Was denn so schlimm an Computern im Finanzgeschäft sei, die nur das tun, was vor einigen Jahren Menschen taten, nur effizienter? Man kann Ronny Horst zum Für und Wider des algorithmischen Handels viele Fragen stellen, er antwortet immer höflich, und er hat auch immer eine Gegenfrage. Zum Beispiel die, was die Öffentlichkeit eigentlich dagegen habe, dass die Märkte durch die Computer effizienter werden, klar wie Mathematik, weil sie von Rechnern geleitet werden anstatt von menschlichen Zockern. Tatsächlich stellen viele Investmentbanken mittlerweile neben Ökonomen verstärkt Mathematiker, Physiker und Informatiker ein. Sie brauchen keine Leute, die selbst handeln, sondern welche, die die Computer so programmieren, dass diese selbst handeln können.

Andreas von Brevern, Sprecher der Deutschen Börse, gleitet im Lift in den 19. Stock des Glsturms seines Unternehmens. Er läuft auf einer Brücke über das Atrium, nach Westen schaut man in den Taunus, nach unten wird einem schwindlig. Auch von Brevern ist einer, der an die Effizienz glaubt. Er glaubt an die Computer. Notfalls könnten die Menschen ja immer eingreifen, sagt er. Von Brevern ist ein ruhiger Typ, man kann ihn sich schlecht am Parkett zwischen brüllenden Händlern vorstellen, aber gut zwischen Rechnern im Computerlabor.

Von Brevern erzählt von den Sicherheitsmaßnahmen, die die Börse eingeführt habe – die vorgeschriebenen Pausen, wenn ein Wert immer weiter abstürzt. Die Momente, wenn das Regime der Maschinen kurz unterbrochen werde. Von Brevern vermittelt den Eindruck, die Händler hätten die Computer im Griff.


Im Rechenzentrum der Deutschen Börse stehen die Rechner der Hochfrequenzhändler, die oft in Tagesbilanzen denken – beispielsweise im Auftrag von Investmentbanken wie Goldman Sachs und Morgan Stanley oder auch kleineren Handelshäusern. Die Börse in Frankfurt, sagt Andreas von Brevern, habe gerade ihre Datenleitung erneuert; weil es bei diesen Computern um fantastisch hohe Summen in fantastisch kurzen Zeiten gehe, sei die Nähe wichtig. „Das Rechenzentrum darf nicht weit weg sein vom Handelssystem der Börse.“ Kilometer entscheiden.

Viele Banken und Fonds haben die Menschen in der Wertschöpfungskette schon abgeschafft. Es gibt inzwischen ein Nachrichtensystem von Computern für Computer. In der Programmiersprache C++. Das bedeutet, wenn ein Terroranschlag passiert und im Fernsehen heißt es, die Märkte reagierten nervös, dann haben zum Teil allein Computer reagiert.

„Die Computer haben ihr Gutes“, sagt der Ökonom Peter Gomber und verweist darauf, dass die Börsen näher zusammenrücken – weil die Computer alle Kurse gleichzeitig wahrnehmen, zum Beispiel die von der Börse in Frankfurt und die in Stuttgart. „Sie tragen zur Preisbildung bei, das ist wie auf Ebay: Wenn mehrere Händler das gleiche Produkt anbieten, kann ich besser vergleichen.“ Kostet also eine Aktie in Stuttgart mehr, wird sie niemand kaufen. So lange, bis sie sinkt. Das tue dem Handel gut. Und die Computer könnten sogar Crashes – also Abstürze der Börse – vermeiden. So, wie ihnen Gier fremd ist, ist ihnen Panik meist fremd. Von Gruppenzwang hat der Computer nie gehört, er agiert, wie es ihm die Software vorschreibt, nicht, wie gerade die Stimmung auf dem Parkett ist. Die Menschen auf dem Parkett haben früher auch mal Aktien verkauft, weil es gerade in der Luft lag, weil der Händler nebenan auch verkaufte und alle nur noch schrien: verkaufen. Der Computer schreit nicht, und er hat keine Ohren.

Ronny Horsts Bilanz ist dieses Jahr noch nicht so gut. Bis Ende Oktober gab es ein Minus zu verzeichnen. Das liegt am unruhigen Markt. Es liegt an den Computern, die in Tagesbilanzen denken. Die das Zickzack in den Kursen verantworten. Horsts Computer denken in Jahresbilanzen. Sie brauchen jetzt mal eine konstante Kurve nach oben oder nach unten. Langer Boom oder lange Krise, egal. Nur kein Zickzack.

Computer arbeiten jetzt gegen Computer. ←

 **Dark Trader – mehr über die Zocker an der Börse gibt es auf fluter.de/geld**



Ich brauche Kohle – und zwar schnell Teil 2: Samenbank

Die E-Mail-Adresse fängt so an: Kommen@. Und das Logo der Berliner Samenbank besteht aus einem Brandenburger Tor, wobei sechs Spermafäden die Säulen ersetzen. 105 Euro, gezahlt in zwei Raten, gibt es pro Samenerguss – wenn es gut läuft, alle drei Wochen. Also stehe ich schon morgens um acht vor der Tür, zum Probetermin, bei dem geprüft wird: Ist mein Sperma gut genug? Eine Labormitarbeiterin kontrolliert meinen Fragebogen, auf dem ich Hobbys und Studienfach angeben musste, und hält mir einen Plastikbecher hin. Sie zeigt mir die Kabine, in der ein Pornomagazin liegt, und sagt, ich könne mir einen Videoclip aussuchen: „Asien-Fieber“ oder „Club Sexbeat“. Das Ledersofa ist kalt, ich gebe mir Mühe. Und bin erfolgreich. Dann stelle ich den Becher auf die Durchreiche zum Labor, wie in einer Kantine das schmutzige Geschirr. Ich laufe hinaus in den Berliner Morgen, und dann drücke ich mich tagelang vor dem Anruf: Hier Nummer 42558, ist mein Sperma gut genug? Rund 90 Prozent der Bewerber werden abgelehnt. Die Frau in der Leitung klickt sich durch die Datenbank: „Sie sind leider nicht geeignet.“ Für den Probetermin gibt es leider kein Geld.

→ Sie kamen, um zu bleiben, und deswegen brachten sie auch gleich ihre Zelte mit: Monatlang wurde in diesem Jahr in Finanzmetropolen wie New York, Frankfurt am Main oder London demonstriert – gegen die Macht der Banken, die viele für die ständigen Wirtschaftskrisen verantwortlich machen. Dabei richtet sich der Zorn gegen die maßlosen Gehälter der Banker, genauso wie gegen unverantwortliche Spekulationen mit Lebensmittelpreisen, die ganze Regionen in Hungersnöte stürzen können. Zur Überraschung der Medien sind die Teilnehmer der „Occupy“-Bewegung keine sozial Benachteiligten, sondern vor allem Menschen aus der Mittelschicht. Unser Bild zeigt ein Zelt der „Tent City University“ in London. Dort wurden täglich Vorlesungen gehalten – wie an einer echten Uni. ←



10.000

Gulden
kostete 1636
eine einzige
Tulpenzwiebel

Teure Blumen: die Tulpenkrise

Ende des 16. Jahrhunderts kamen die ersten Tulpen aus der heutigen Türkei nach Westeuropa, und schon kurze Zeit später wurden in Amsterdam Tulpenzwiebeln gegen Immobilien getauscht. Die Tulpe wurde zum Statussymbol: eine teure Blume für Reiche. Und sie wurde immer teurer. Man handelte sie nicht an der Börse, sondern in Wirtschaftshäusern. Die Holländer wetteten auf den Kurs der Tulpenzwiebel, nicht anders als heute an der Termibörse: 1623 kostete eine Tulpenzwiebel 1.200 Gulden, ein Handwerker verdiente 300 Gulden im Jahr. Immer mehr Leute wechselten den Beruf und wurden Floristen. Die Wetten trieben den Tulpenkurs in fantastische Höhen. Ende 1636 stand er bei 10.000 Gulden. Natürlich hätte jemand sehen können, dass die Blase bald platzt. Aber wieso hätten die Leute im 17. Jahrhundert schlauer sein sollen als wir 400 Jahre später? Im Februar 1637 war Schluss. Wahrscheinlich war ein einzelner Tag daran schuld, ein Tag, an dem nichts ging. Kein Tulpenhandel. Käufer hielten sich zurück, weil sie für den nächsten Tag niedrigere Preise erwarteten. Das führte zu einer Panik bei den Händlern. Der Kurs stürzte in die Tiefe, minus 95 Prozent. Viele Holländer verloren so ihr Vermögen, Floristen machten dicht. Wie so oft war alles eine Frage des Kopfes.

114

Prozent
beträgt die Zunahme
des Handels zweier
Länder, sobald sie die-
selbe Währung haben

Ohne Euro wird es noch teurer

Was unsere Währung rettet, wird die EU, wie sie jetzt ist, zerstören – meint der Finanzexperte Wolfgang Münchau*

Interview: Oliver Gehrs

fluter: Warum hat man den Euro überhaupt eingeführt?

Wolfgang Münchau: Die Idee gibt es schon seit den siebziger Jahren. Damals brach das sogenannte Bretton-Woods-System zusammen, das die Weltwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg stabilisiert und auch das deutsche Wirtschaftswunder in den fünfziger Jahren ermöglicht hatte. Es basierte vor allem auf festen Wechselkursen, dem Dollar als Leitwährung und Kontrollinstanzen wie der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds (IWF). Als sich aber die Volkswirtschaften zunehmend unterschiedlich entwickelten, war das System 1973 am Ende. In der Folge hat sich Europa verstärkt in Richtung Binnenmarkt entwickelt, und es kam zur Idee einer Währungs-gemeinschaft – auch, um als geeinter Wirtschaftsraum stärker zu werden und besser konkurrieren zu können. Der Handel untereinander sollte angeregt und starke Schwankungen der einzelnen Währungen vermieden werden. Außerdem gab es nach der Wiedervereinigung den Wunsch, Deutschland stärker in Europa einzubinden, um einen deutschen Sonderweg zu vermeiden. Helmut Kohl hat den Euro als

„europäische Medaille der deutschen Wiedervereinigung“ bezeichnet.

War der Euro denn für Deutschland gut?

Deutschland hat immer in Zeiten fester Wechselkurse profitiert. Volkswirtschaftlich betrachtet liegt das an den realen Abwertungen. Das heißt: Die D-Mark oder der Euro waren zwar nominal fest gegen den Dollar, was ja sowohl die Idee des Bretton-Woods-Systems als auch des Euro war, aber in Deutschland waren die Lohnsteigerungen geringer. Dadurch wurde Deutschland jedes Jahr wettbewerbsfähiger, was man ja an den Exportüberschüssen erkennt. Deutschland war der große Nutznießer sowohl des Bretton-Woods-Systems als auch bei der Einführung des Euro.

Warum steckt der Euro immer wieder in der Krise?

Man hat damals nicht verstanden, welche Dynamik hinter einer Wirtschafts- und Währungsunion steckt. Und keiner hat klar gesagt, welche Konsequenzen der Euro für die Wirtschaftspolitik der Länder hat – auch, weil man die Euro-Kritiker beschwichtigen wollte, die um die Unabhän-

gigkeit der einzelnen Länder fürchteten. Kein Land musste bei der Einführung des Euro seine politischen Strukturen anpacken, jeder hat weitergemacht wie vorher. Man hat sich damals auf eine lockere Vereinbarung mit allen EU-Ländern geeinigt, statt mit den Ländern, die den Euro bekamen, verbindliche Abkommen zu schaffen. Man hätte außerdem von Anfang an eine gemeinsame Finanzpolitik auf den Weg bringen müssen, also eine Fiskalunion.

Warum hat es die nicht von Anfang an gegeben?

Sie war politisch nicht gewollt, weil niemand gern Teile seiner Autarkie einbüßt. Da hatte man teilweise Angst, dass plötzlich die Steuerbehörden eines anderen Landes vor der Tür stehen. Also hat man sich eingeredet, dass niemand eine Fiskalunion brauche, weil sich eh alle an die Vorgaben halten werden. Das war ein Trugschluss.

Warum hängt ein geeintes Europa von einer gemeinsamen Währung ab?

Es kann kein geeintes Europa geben, in dem einige Staaten den Euro haben und andere nicht. Auf dieser Lüge baute der Euro auf, und das rächt sich jetzt. Wenn in Zukunft eine dringend notwendige Fiskal-

union entwickelt werden sollte, wird man sich von EU-Ländern ohne Euro wie Großbritannien und Schweden entfernen. Kurz gesagt: Was den Euro rettet, wird die EU in der jetzigen Form zerstören. Denn dann stellt sich die Frage, ob die Nicht-Euro-Länder noch länger in einer Gemeinschaft sein wollen, mit der sie weniger zu tun haben.

Zuletzt wurde der sogenannte Rettungsschirm, der Gläubigern von EU-Ländern die Rückzahlungen absichert, um viel Geld erweitert. Was braucht es noch, um in Zukunft Krisen zu vermeiden?

Ich halte diese Maßnahmen für ungenügend, sie können nur Teil einer Lösung sein. Wir benötigen dringend eine Zentralbank, die als Käufer der letzten Instanz auftritt. Das bedeutet: Wenn es eine Institution gibt, die im wirklich großen Stil Staatsanleihen kaufen kann, verleiht das dem Euro die notwendige Stabilität, weil es andere Käufer beruhigt. Die 170 Milliarden Euro, die die Europäische Zentralbank derzeit hält, sind ja nur ein Bruchteil des Bruttoinlandsproduktes des EU-Währungsraumes. Das beeindruckt niemanden. Außerdem sollte es EU-Anleihen geben, also eine Staatsanleihe, mit der die EU-Länder gemeinsam Schulden am Finanzmarkt aufnehmen können. Mit diesen Eurobonds hätten wir den größten und attraktivsten Bondsmarkt der Welt.

Was ist eigentlich dieser Finanzmarkt?

Das ist keine unheimliche Macht, sondern im Grunde besteht der Finanzmarkt aus Menschen, die Renten anlegen oder auch Spareinlagen. Das sind also Anleger, die das Geld ihrer Kunden vermehren wollen. Ich kann mit den Verschwörungstheorien nichts anfangen. Wenn die Anleger das Vertrauen in eine gewisse Politik verlieren, investieren sie nicht mehr. Sinn macht eine Begrenzung der Bankengröße. Die sollten nur so groß sein, dass ihr Bankrott nicht ganze Volkswirtschaften gefährdet.

Es gibt ja neben den Banken Ratingagenturen, die europäische Staaten ab- und aufwerten. Haben die zu viel Macht?

Die Ratingagenturen werten ja auch Amerika ab. Die taugen nicht für Verschwörungstheorien. Das sind ja nicht nur amerikanische Agenturen, an einer davon sind Franzosen beteiligt. Agenturen sind prozyklisch. Wenn es bergab geht, sind die vornan, und deshalb gehen in der Krise, wenn

die Schulden hoch sind, auch alle Ratings runter. Das kann man problematisch finden.

Wie kann man in Zukunft die Bevölkerung mehr einbeziehen?

Das wird kompliziert, aber es ist dringend notwendig. Wir brauchen eine effektive demokratische Kontrolle, und da ist das Europäische Parlament nicht ausreichend, weil es nicht nur die Länder vertritt, die den Euro haben, sondern auch die anderen. Man muss einen Weg finden, die nationalen Parlamente formell einzubeziehen. Es gibt Überlegungen, so ähnlich wie in Deutschland mit Bundestag und Bundesrat eine doppelte Kammer zu bilden. Das Europaparlament wäre in diesem Sinne das Unterhaus, und dann gäbe es noch einen Senat, in dem die Haushaltsausschüsse der entsprechenden Nationen vertreten sind. So käme es zu einer direkten Beteiligung der Parlamente. Es kann ja nicht sein, dass sich immer die Regierungschefs in Brüssel treffen, um etwas zu entscheiden, und dann um vier Uhr morgens aushandeln, was für

Weniger Arbeit ohne Euro

alle verbindlich ist. Das ist keine richtige Demokratie. Das kann man mal machen, aber das ist einer Wirtschaftspolitik für den zweitgrößten Währungsraum der Welt völlig unangemessen.

Was würde denn passieren, wenn man den Euro wieder abschafft?

In Deutschland würde erst einmal der Wechselkurs hochschießen. Dann wären wir zwar reicher, weil alles billiger würde, aber wir würden massenweise Arbeitsplätze verlieren. Denn die würden in andere Länder ausgelagert, die für Firmen aus dem Ausland günstiger sind. Die ganze Wettbewerbsfähigkeit, die wir uns in der Vergangenheit erarbeitet haben, wäre dahin. Die Wirtschaft würde schwächeln, weil die Menschen wegen der hohen Arbeitslosigkeit unsicherer wären und weniger verbrauchen würden. Auch das Signal an die Welt, dass sich Europa nicht einigt, sondern spaltet, wäre fatal.

**Der Wirtschaftsjournalist Wolfgang Münchau schreibt für die Zeitung „Financial Times“*

Eurorettungsschirm

Eurorettungsschirm sagt man zu all den Maßnahmen, die die Euro-Länder in letzter Zeit beschlossen haben, um den Euro stabil zu halten. Enthalten sind die Kredite für Griechenland und die beiden Zungenbrecher „Europäische Finanzstabilisierungsfazilität (EFSF)“ und „Europäischer Stabilitätsmechanismus (ESM)“. Die EFSF ist nur ein vorläufiger Fonds, aus dem schon Portugal und Irland Geld bekommen haben. Der ESM soll in Zukunft überschuldeten Euro-Ländern Hilfskredite auszahlen, damit ihre Krise nicht auf ganz Europa übergreift. Deutschland ist daran mit Garantieleistungen in Höhe von mindestens 123 Milliarden Euro beteiligt.

4,2

Prozent
ihres Haushaltseinkommens
von weniger als 20.000
Dollar spenden laut einer
Studie arme Amerikaner.
Haushalte ab 100.000 Dol-
lar spenden nur 2,7 Prozent
ihres Einkommens

Die Asche meines Vaters

Es ist unglaublich, was ein Erbe mit einem jungen Mann machen kann, aber noch viel unglaublicher ist, was ein junger Mann mit einem Erbe machen kann: die Geschichte eines Stifters

Text: Barbara Bollwahn

→ Gerald Neubauers Mutter hat Leukämie, sie stirbt, als er 15 ist. Er ist nun allein mit seiner Schwester und dem Vater, aber das Verhältnis ist schwierig. Sie leben in einem großen Haus am Stadtrand von Darmstadt, der Vater, ein Maschinenbauingenieur, fährt ein dickes Auto und hat eine klare Vorstellung davon, wie man zu leben hat. Nämlich nicht so wie sein Sohn. Der trägt lange Haare, zieht in einen Bauwagen ohne fließendes Wasser und mit einer Solarzelle auf dem Dach. Er nimmt an Protestcamps und Sitzblockaden gegen Castortransporte teil. Er ist radikal gesellschaftskritisch und lehnt vieles ab: Atomkraft, die Abholzung des Regenwaldes, den Staat und die Bundeswehr. Konsum und auch Geld gehören in seinen Augen ebenfalls abgeschafft. Er liest, was Gandhi über Besitzlosigkeit sagt, und lebt von dem, was er als Zivildienstleistender und Verkäufer in einem Bioladen gespart hat. Plötzlich stirbt sein Vater mit gerade einmal 58 Jahren an einem Herzinfarkt. Das dicke Auto, das Haus und dazu ein Batzen Geld gehören jetzt ihm und seiner Schwester.

Trifft man Gerald Neubauer heute, zwölf Jahre später, hat er sich nicht nur äußerlich verändert. Die blonden Haare sind kurz, die blauen Augen schauen durch eine viereckige Brille, er trägt Jeans und einen

blauen Ringelpullover. In der aufgeräumten Küche seiner Wohnung in Bielefeld, die er mit Freundin und Tochter teilt, macht er Kaffee. Die Zeiten ohne fließendes Wasser sind längst vorbei. Der 35-Jährige erzählt wohlüberlegt und offen am Holztisch, wie ihn die Erbschaft verändert hat. „Zuvor habe ich mich sehr engagiert“, sagt er, „aber es gab auch eine Orientierungslosigkeit in meinem Leben.“ Dass ihm

Am Anfang fand er das Erbe wahnsinnig ungerecht

ausgerechnet Geld, das er für sinnlos hielt, dabei half, so etwas wie einen Sinn in seinem Leben zu finden, ist für ihn nach wie vor erstaunlich.

Am Anfang empfindet er das Erbe als wahnsinnig ungerecht. Wieso fällt ihm das Geld in den Schoß, während andere nichts haben? Er spürt das Bedürfnis, es für seine Ideale zu verwenden. Soll er es machen wie der grüne Bundestagsabgeordnete Tom Koenigs, der sein Erbe Anfang der siebziger Jahre dem Befreiungskampf in Vietnam und den

Stiftungen

Die Tradition der Stiftungen geht aufs Mittelalter zurück. Damals finanzierte manch frommer Mensch einen ganzen Stift, also eine kirchliche Einrichtung samt Gebäude und Personal. Am ehesten noch seines eigenen Seelenfriedens wegen. Heute wird mit dem in einer Stiftung angelegten Vermögen ein vom Stifter festgelegter Zweck verfolgt. Die Inhaber der Stiftung sollen keine Gewinne erzielen, das Vermögen soll aber auf Dauer erhalten bleiben. Stiftungen können in verschiedenen Formen und zu jedem legalen Zweck errichtet werden. Die meisten Stiftungen dienen gemeinnützigen Zwecken.



→ Manche zeigen gern, was sie haben – und wenn es sich dabei um Gold handelt, stehen sie glänzend da. Der Gold- und Silberpreis ist nämlich in den vergangenen Jahren stark gestiegen. In einer Münchner Autowerkstatt hat vor Kurzem ein Mann angerufen, der wissen wollte, wie viel Gewicht sein Porsche Cayenne

aushalte. Dann fuhr er zu einem Händler und lud 700 Kilo Edelmetall in das Auto. Manche Deutsche sind so verrückt nach Gold und Silber, dass sie es sich barrenweise in den Tresor legen oder in Bächen in der thüringischen Provinz nach Gold suchen. ←

Erbschaft

In Deutschland werden zurzeit pro Jahr Werte in Höhe von etwa 200 Milliarden Euro vererbt. Allerdings sind die Summen sehr ungleich verteilt. 28 Prozent aller Erbschaften liegen unter 25.000 Euro. Die größten zwei Prozent aller Erbschaften machen fast ein Drittel der Gesamtsumme aus. In fünf Prozent aller Fälle hinterlässt der Verstorbene seinen Erben Schulden. Der Staat kassiert im internationalen Vergleich nicht besonders viel Geld von den Erben: Etwa 4 Milliarden Euro werden abgeführt. Die meisten Erbschaften sind steuerfrei. Beim Ehegatten beträgt der Freibetrag 500.000, beim Kind sowie beim Enkel, dessen Eltern bereits verstorben sind, 400.000 und beim Enkel, dessen Eltern noch leben, 200.000 Euro.

chilenischen Widerstandskämpfern geschenkt hat? Da ist aber auch stets der verführerische Gedanke, einige Jahre unabhängig leben zu können und nicht arbeiten zu müssen. Seine Schwester ist ihm damals keine Hilfe, sie deponiert ihren Anteil bei einer Bank. Mit einem Freund aus gutbürgerlichem Hause, der einen reichen Unternehmervater hat und ihn versteht, führt er lange Gespräche über ethisch vertretbare Geldanlagen.

Neubauer zieht nach Verden an der Aller, wo er viele Freunde in der alternativen Szene hat, und studiert Soziologie und Philosophie. Jobben muss er nicht, er zehrt von dem, was auf dem Konto liegt. Er bekommt ja noch obendrauf eine Vollwaisenrente und teilt sich mit seiner Schwester die Mieteinnahmen aus dem geerbten Haus. Er ist weiter aktiv in der Antiatombewegung und gibt der Bewegung „X-tausendmal quer“ einen Risikokredit über 10.000 Mark zur Finanzierung der Mobilisierung gegen Castortransporte. Neubauer merkt, dass sein Geld für ihn Sinn machen kann. Ein Freund erzählt ihm von Stiftungen reicher Erben in den USA, die Proteste fördern. Am Küchentisch der Wohngemeinschaft entsteht die Idee, solch eine Stiftung in Deutschland ins Leben zu rufen. Gerald Neubauer sucht andere Erben, die denken wie er, und wird fündig. Es gibt jede Menge Menschen, die mitmachen. „Ich war erstaunt, wie schnell das ging.“

Am 2. März 2002, dreieinhalb Jahre nach dem Tod seines Vaters, wird die „Bewegungsstiftung“ mit Sitz in Verden gegründet. Der Kapitalgrundstock beläuft sich auf 250.000 Euro. Neubauer, der zu der Zeit gerade ein Auslandssemester in Paris macht, reist nach Berlin zur feierlichen Unterzeichnung, er gehört zu den neun Stiftungsgründern. Als er seine Unterschrift unter die Urkunde setzt, hält er kurz inne und schluckt. „Oh Gott“, fragt er sich, „tue ich das Richtige?“ Ein Drittel seines Erbes hat er weggegeben. Den Rest hat er in ökologischen Aktienfonds und in Öko-Sparbüchern angelegt, einen Teil auch in eine Wohnungsgenossenschaft in Verden gesteckt. Seine Entscheidung hat er nie bereut. „Das ist das Beste, was ich überhaupt je mit Geld gemacht habe“, sagt er und sieht sehr zufrieden dabei aus. Wichtig und „ganz toll“ ist für ihn „die große und inspirierende Gesellschaft“ der Stifterinnen und Stifter zwischen 22 und 83 Jahren, die zwischen 5.000 und einer Million Euro gegeben haben. Bisher sind etwa 4,5 Millionen Euro in die Bewegungsstiftung geflossen. Angelegt wird das Kapital nach strengen ökologischen, sozialen und ethisch-nachhaltigen Kriterien. Es wird in Alternativprojekte gesteckt, in Sparbriefe, ökologische und soziale Fonds. Immer geht es darum, soziale Ungleichheiten und Umweltzerstörung zu beseitigen. Aus Gerald, dem Anarchisten, dem sein spießiger Vater suspekt war, ist mit dessen Geld Gerald, der kämpferische

Stifter geworden.

Nach Angaben des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen sind derzeit mehr als 18.000 Stiftungen bürgerlichen Rechts eingetragen. Der Verband selbst zählt 3.600 Mitglieder und mehr als 6.000 Stiftungen, die ihm über Stiftungsverwaltungen mitgliederschäftlich verbunden sind und die es zusammen auf ein geschätztes Vermögen von mehr als 100 Milliarden Euro bringen. Unter ihnen rangieren sowohl große und namhafte wie die Robert Bosch Stiftung als auch bescheidenere Bürgerwerke. Interessant ist, dass das Geld nicht mehr wie noch vor einigen Jahren auf viele kleine Projekte aufgeteilt wird. Die Förderer konzentrieren sich zunehmend auf einzelne Themen, denen sie auf lange Zeit treu bleiben. Deshalb unterstützten sie die Arbeit von sozialen Bewe-

Mittlerweile hält er es sogar für möglich, dass sein Vater stolz auf ihn wäre

gungen für Demokratie, Frieden, Ökologie und Gerechtigkeit. In den vergangenen Jahren hat die Bewegungsstiftung über 80 Protestkampagnen unterstützt. Weil für den Erfolg sozialer Bewegungen Menschen mit Kontakten, Erfahrung und Kompetenz wichtig sind, unterstützt die Stiftung durch ein Patenschaftssystem auch sogenannte Bewegungsarbeiter. Das sind Aktivisten, die „Bewegungsarbeit“ zum Beruf gemacht haben und von Paten finanziell unterstützt werden.

Bald wird Neubauer seine Doktorarbeit fertig haben. Das Thema: „Ziviler Ungehorsam von Staaten“. Danach will er möglichst schnell wieder als Aktivist tätig werden. Nach dem Kampf gegen Atomenergie hat er sich jetzt der Braunkohle verschrieben. Er spielt mit dem Gedanken, sich bei der von ihm mitgegründeten Stiftung als Bewegungsarbeiter zu bewerben und Paten zu suchen. So könnte er seine Überzeugung zum Beruf machen. Er hält es für möglich, dass sein Vater, den er mittlerweile in einem mildereren Licht sieht, stolz darauf wäre, was er mit seinem Geld gemacht hat.

Geld gehört für ihn auch nicht mehr abgeschafft. Er sieht es als „notwendiges Zahlungsmittel“, das Dinge bewegen und das Leben angenehmer machen kann: ICE statt Wochenendticket, eigener Haushalt statt WG, so was in der Art.

Hat er sich eigentlich auch was geleistet, nachdem er geerbt hatte? Er muss überlegen. Den extremen Konsumverzicht hat er längst hinter sich gelassen. „Ja“, sagt er schließlich, „ich habe mir ein Liegerad für 3.000 Mark gekauft.“ Er klingt jetzt ganz so, als müsste er sich dafür immer noch entschuldigen. Er

530,6

Milliarden
Euro Steuern
wurden im Jahr
2010 in Deutsch-
land gezahlt

Jäger und Sammler

Sie leben im Verborgenen, horten Zahlen, Akten und Belege und schlagen auch mal gerne im Morgenrauen zu – Steuerfahnder kümmern sich darum, dass der Staat nicht um sein Geld betrogen wird. Besuch bei einem, der dichthalten kann

Text: Fabian Dietrich

→ Man kann sich vorstellen, wie bedrückend diese Umgebung auf jemanden wirken muss, der eine Vorladung zur Vernehmung von der Berliner Steuerfahndung erhalten hat. Man fühlt sich quasi direkt schuldig, wenn man den Weg hierher durch ein Gebiet geht, das wie die Kulisse eines „Tatort“-Krimis wirkt. Grauer Himmel. Graues Pflaster. Berlin-Tempelhof. Von allen Seiten strömt die Zweifelhaftigkeit auf einen ein. Da sind Lagerhallen, Schuppen, Autohändler mit Barkaufangeboten, offene Mülltüten auf dem Gehsteig, ein zertrümmerter Bürostuhl. Neben der Kleingartenkolonie „Fröhliche Eintracht“ erhebt sich dann links die Festung der Steuergerechtigkeit, eine Art veilchenblaue Burg. Finanzamt für Fahndung und Strafsachen Berlin. Angeblich ist es eines der bestgesicherten Gebäude der Stadt.

Hier arbeitet die Eingreiftruppe, die dem Staat das verlorene Geld zurückholen soll. 124 Fahndungsprüfer, und einer davon ist ein Mann namens Carsten B. Natürlich wäre er auf der Straße nicht erkennbar, denn er trägt so ziemlich das Gegenteil einer Uniform. Geringeltes T-Shirt, Turnschuhe, Goldkette, Zweiwochenbart. Er beteuert, er habe keine Nahkampftechniken erlernt, die ihm helfen könnten. Wenn er da rausgehe und mit seinen

Kollegen unangemeldet Betriebe und Privatwohnungen durchsuche, brauche er keine Gewalt. Ein Steuerfahnder müsse gut kommunizieren können. Er sei „bewaffnet mit Kugelschreiber und Büroklammer“, und mehr nicht. Den Standort in dieser eigenartigen Gegend habe man nicht aus strategischen Gründen gewählt, nicht um die Menschen einzuschüchtern, die zu Vernehmungen hierherkommen müssen. Ein reines Platzproblem sei

Betrogene Partner wollen Rache

das gewesen, weil der alte Dienstsitz für die Beweismittel – Tonnen und Kisten und Aktenkilometer von Unterlagen – zu klein geworden sei. Und auch jetzt stehen auf dem Boden seines Büros wieder gestapelte Umzugskisten mit Dokumenten, und, so versichert er, die Schränke hinter ihm seien ebenfalls voll.

Ob man denn mal reinschauen könne? Es ist sinnlos, den Steuerfahnder Carsten B. so etwas zu fragen. Ihn zu bitten, eine der Kisten oder auch nur ein paar Ordner für den neugierigen Besucher zu öffnen. Ein paar krumme Zahlen herzuzeigen, nur ganz kurz. Den wil-

desten Fall zu erklären, an dem er gerade arbeitet. So was von sinnlos. Carsten B. ist die Diskretion und Korrektheit in Person. „Ich hab ja mein Steuergeheimnis.“ Den Satz sagt er mehrfach.

Meistens beginnen seine Ermittlungen mit einem Hinweis. Anonyme Tippgeber melden sich. Betrogene Ehemänner und Ehefrauen, verbitterte Angestellte, Nachbarn und Konkurrenten. Sie wollen Rache, manchmal auch Gerechtigkeit. Immer öfter kauft der Staat aber auch CDs von Informanten und findet so heraus, wer womöglich Geld in Liechtenstein oder der Schweiz versteckt hat, ohne dafür Steuern zu zahlen. Regelmäßig stoßen Kollegen von Carsten B. bei routinemäßigen Betriebsprüfungen auf merkwürdige Buchungen. Zum Beispiel, wenn der Besitzer einer Imbissbude 10.000 Würstchen eingekauft, aber gegenüber dem Finanzamt nur 2.000 verkaufte Hotdogs angegeben hat. Und manchmal kommt sogar ein Computerprogramm darauf, dass es in den Zahlen und Abrechnungen einer Firma oder eines Selbstständigen Zahlenfolgen gibt, die im richtigen Leben sehr unwahrscheinlich sind, nicht aber in gefälschten Bilanzen.

„Meistens finden wir dann was“, sagt Carsten B. „Aber ich muss immer in beide Richtungen ermitteln und auch entlastende Beweise suchen.“ Er ist nicht auf irgendein Fachgebiet oder Gewerbe spezialisiert. Carsten B. macht Umsatzsteuerbetrug, Einkommenssteuerbetrug, Körperschaftssteuerbetrug, Vermögenssteuerbetrug – das volle Programm. Und zurzeit kümmert er sich auch um Kindergeld, weil das komischerweise in Deutschland als Steuerleistung gilt.

530,6 Milliarden Euro hat der Staat im Jahr 2010 von seinen Bürgern und Unternehmen bekommen. Diese Zahl ist bekannt. Wie viel ihm Betrüger pro Jahr vorenthalten, weiß dagegen keiner so genau. 30 Milliarden Euro schätzt die Steuergewerkschaft. Stimmt nicht, sagt das Finanzministerium. Und auch die meisten Fachleute sind sich einig, dass man Geld, das versteckt wird, weder sehen noch seriös berechnen kann. Ganz anders sieht es mit den Erfolgen der Steuerfahnder aus. Im Jahr 2009 (dem letzten Berichtsjahr) haben sie bundesweit knapp 1,6 Milliarden Euro zurückgeholt. Rund 30 Millionen Euro Geldstrafen und 1.794 Jahre Gefängnis wurden aufgrund ihrer Ermittlungen insgesamt verhängt. Für den Staat ist einer wie Carsten B. auf jeden Fall ein gutes Geschäft.

Wie viel Geld er persönlich dem Staat schon eingebracht hat, weiß er nicht. Das hat

er sich nicht notiert. Das würde er wahrscheinlich auch gar nicht sagen, weil die Höhe der Betrugssummen offiziell gar keine Rolle spielt. Ebenso wenig wie die Prominenz der Verdächtigen. Eine kleine Firma zu stoppen, die Scheinrechnungen ausstellt, ist ihm genauso recht, wie Prominente zu überführen. „Unabhängig von der Größe der Hinterziehung existiert ein Verfolgungszwang“, sagt Carsten B. Was ihm dagegen etwas mehr Freude zu bereiten scheint: schwierige Fälle, komplizierte Fälle, Rätsel, die er knacken muss. Wenn man ihn reden hört, hat man den Eindruck, der größte Teil der Arbeit eines Steuerfahnders ist Kombinatorik, Logik, reine Mathematik. Die Ermittlungen können Jahre dauern.

Und dann geht es manchmal auch ganz schnell. Carsten B. rückt mit seinen Kollegen aus. Manchmal Polizei dabei, manchmal

Er geht immer respektvoll mit Verdächtigen um

nicht. Klingelt Menschen aus dem Schlaf, belehrt sie rechtlich, durchsucht Wohnungen und Büros, stellt Aufzeichnungen, Schmierzettel, Listen, Belege sicher. Hat Handschuhe mitgenommen, falls es mal dreckig wird. Er bittet die Verdächtigen zu kooperieren, den Schließfachschlüssel rauszurücken, die Firma aufzusperren, verhört sie, lässt sie erklären, warum sie keine Steuererklärung abgegeben haben, warum sie eine abgegeben haben und sie so fehlerhaft ist, wie das mit ihrem extrem niedrigen Gewinn denn um alles in der Welt plausibel sein kann. Er sagt, er gehe immer sehr respektvoll mit den Verdächtigen um. „Man darf nicht vergessen, da ist zwar ein Steuerpflichtiger. Da ist aber immer auch ein Mensch.“

Gerechtigkeit, das ist für ihn ein zu schwammiger Begriff. „Gerechtigkeit wird man nicht herstellen können“, sagt er. Um die Gerechtigkeit sollen sich die Philosophen und Politiker kümmern, nicht die Steuerfahnder. Die wirtschaftlichen Vorteile einzudämmen, die ein Steuerhinterzieher gegenüber einem Steuerzahler hat. So könnte man das Ziel seiner Arbeit vielleicht eher formulieren.

Carsten B. macht diesen Job seit zwanzig Jahren. Er war bei reichen Leuten, armen Leuten, verrückten Leuten daheim. Er kennt ihre Finanzen. Er kennt ihr Leben. Er sagt: „Es ist eine Gauß'sche Normalverteilung“ – den typischen Täter gibt es nicht. Du, ich, wir alle: Jeder kann ein Betrüger sein. Und da draußen lauert Carsten B. ←

32,2

Prozent
der Männer glauben,
dass sie Frauen mit
Geld beeindrucken
können. Auf Witz und
Humor setzen 64,9
Prozent

Geld ist Luft: wie eine Afrikanerin mit Geld umgeht

In Deutschland ist Geld wie Gott. So wichtig wie Gesundheit oder Bildung. Geld ist die Nummer eins. In Uganda ist das ganz anders, Geld ist überhaupt nicht wichtig. Unser Geld ist Boden. Ackerland. Wenn jemand Geld hat, kauft er sich davon Ziegen. Dann wird getauscht, meine 20 Ziegen gegen deine Tochter. Wenn einer reich ist, gibt er in der Kneipe ständig Runden aus, damit jeder sieht: Der kann sich was leisten. Wir legen Vermögen offen. Geld verschwindet sofort in der Luft. Dafür geben die Reichen aber auch Geld, wenn jemand kommt und bettelt. Man hilft einander sehr, das ist eine Frage der Mentalität. Mein Nachbar hier in Hamburg kam neulich und sagte: Frau Natiwi, bei Ihnen brennt immer Licht, auch wenn Sie gar nicht da sind. Er selbst geht zu Hause mit der Taschenlampe herum. Wie absurd. Ein anderer sagte: Warum kaufen Sie denn bei Edeka ein, das ist doch teuer. Aber es liegt wohl an meiner Erziehung: Ich kann nicht sparen, wenn ich einen Euro habe, gebe ich ihn aus – irgendwie lebe ich auch hier wie in Afrika.

Luisa Natiwi aus Uganda lebt als Märchenautorin in Hamburg

0
Euro
beträgt der Kontostand von Praktikant Raphael (immer noch)

Ich brauche Kohle – und zwar schnell Teil 3: Im Casino

Auf diesen Abend habe ich mich gefreut, ich trage einen schwarzen Anzug und ein weißes Hemd, einen „besonderen Hauch von Glamour“ verspricht die Spielbank, um kurz nach 23 Uhr betrete ich das Casino Royal und merke, was Glamour auch bedeuten kann: weiße Pullis, Goldketten, Jeans. Die erste Enttäuschung des Abends. Über dem Roulettetisch hängt eine Alkoholfahne. Die Leute sind nervös, treten sich auf die Füße. Ich denke: Du bleibst cool. Ich gewinne zweimal je zehn Euro, dann verliere ich 30. Die zweite Enttäuschung. Ich werde auch nervös, trete den anderen auf die Füße. Ich setze 15 Euro auf das erste Dutzend der 36 Zahlen, der Croupier sagt, ich soll gerade Beträge setzen. Ich verliere. Neben mir setzt ein Besoffener einen 100-Euro-Schein. Er gewinnt. Ich verliere eigentlich den ganzen Abend. Nach etwas mehr als einer Stunde sind 100 geliehene Euro verspielt. Es ist halb eins, ich bin müde, ich hasse die Besoffenen, ich hasse das Casino. Ein junger Typ im Tweedsakko spielt an allen Tischen gleichzeitig, offenbar nach einem intelligenten System. Ich tausche noch mal 25 Euro an der Kasse in Jetons um, alles oder nichts. Um eins verlasse ich die Spielbank Berlin. 125 Euro ärmer. Der Besoffene begreift gerade die asiatische Bedienung.

→ Meist kommen sie morgens, krepeln die Hosen hoch, obenrum tragen sie ein Muskelshirt oder gar nichts, lange Haare und einen Bart. Es sind Männer, die nicht so viel Glück hatten im Leben, aber lange Zeit hat es gereicht. Jetzt schürfen sie, was sollen sie sonst machen? Im Jahr 1848 ging es los hier, in Sutter's Mill in Kalifornien: der Goldrausch. Heute bringen eigentlich Touristen das Geld in den Ort. Aber jetzt, in der Krise, sehen die Besuchergruppen zum Bach hinab, und die verschwitzten Typen, die da über dem Wasser hängen, sind keine Schausteller, nicht die Angestellten eines Freizeitparks. Sie spielen das 19. Jahrhundert nach, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt. ←





→ 8,3 Milliarden Euro haben die Deutschen allein im Jahr 2009 in Spielautomaten geworfen. Das ist um einiges mehr, als die Bundesrepublik zum Beispiel für Entwicklungshilfe ausgibt. Einen Automaten aufzustellen ist so etwas wie die legale Variante des Gelddruckens: Möchte man drei Prozent vom Geld der Spieler behalten oder zehn Prozent? Möchte man viele, dafür kleine Gewinne auszahlen, oder sollen die Spieler meistens verlieren, dafür ab und zu den Jackpot abräumen? Bisher hat noch niemand die Maschine überlistet, und doch versuchen es Menschen immer wieder: Etwa vier von fünf Spielsüchtigen, die sich behandeln lassen, sind Automatenspieler. ←

10,9

Millionen
 Millionäre gab es
 2010 weltweit. Vor der
 Wirtschaftskrise 2008
 waren es 9,5
 Millionen

Wie man Revolutionen vermeidet

Wenn wir die Ungleichheit nicht abschaffen,
 haben wir keine Zukunft. Sagt Nouriel
 Roubini, der an der New York University
 Wirtschaft lehrt – ein Weckruf

→ Auf der ganzen Welt erleben wir soziale Proteste und politische Instabilität: den arabischen Frühling, die Ausschreitungen in London, die Proteste der israelischen Mittelschicht gegen die Teuerung, die chilenischen Studentenunruhen, die wachsende Unzufriedenheit wegen Korruption und Ungleichheit in China und die Bewegung „Occupy Wall Street“ in den Vereinigten Staaten.

Auf unterschiedliche Weise kommen die Sorgen der Arbeiterschaft und der Mittelschicht wegen sinkender Lebensstandards angesichts der wachsenden Machtkonzentration in den Händen der Wirtschafts-, Finanz- und politischen Elite zum Ausdruck. Die Ursachen sind eindeutig: hohe Arbeitslosigkeit in den hochentwickelten Volkswirtschaften und Schwellenländern, unzureichende Qualifizierungs- und Bildungschancen für junge Leute, Verbitterung über die Korruption einschließlich ihrer legalisierten Form, des Lobbyismus, und eine steile Zunahme der Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen.

Die zunehmende Verschuldung des privaten und öffentlichen Sektors und die damit verknüpften Vermögens- und Kreditblasen sind teilweise das Ergebnis von Ungleichheit. Der lahme Anstieg der Einkommen in den letzten Jahrzehnten bei allen außer den Superreichen hat dazu geführt, dass sich eine Lücke zwischen Einkommen und Ausgabewünschen aufgetan hat. In den angelsächsischen Ländern war die Antwort eine stärkere Kreditvergabe und damit eine zunehmende Verschuldung der privaten Haushalte. Europa füllte die Lücke durch öffentliche Dienstleistungen: kostenlose Bildung, Gesundheitsfürsorge und so weiter, die nicht völlig durch Steuern gegenfinanziert waren, was zu Haushaltsdefiziten führte. In beiden Fällen war das Schuldenniveau irgendwann unhaltbar.

Die Unternehmen in den meisten hochentwickelten Volkswirtschaften bauen derzeit aufgrund der unzureichenden Nachfrage, die zu Überkapazitäten führt, Arbeitsplätze ab. Dies jedoch schwächt die Endnachfrage weiter. In den USA hat die drastische Senkung der Arbeitskosten den Anteil der Arbeitseinkommen am Bruttoinlandsprodukt (BIP) stark verringert. Die jahrzehntelange Umverteilung von der Arbeit zum Kapital, von den Löhnen zu den Gewinnen, von Arm zu Reich und von den Haushalten zu den Konzernen hat inzwischen schwerwiegende Auswirkungen – auch deshalb, weil Kapitaleigentümer und reiche Haushalte niedrigere Konsumquoten haben.

Das Problem ist nicht neu. Karl Marx übertrieb es, doch er hatte recht mit seiner Aussage, unbeschränkter Finanzkapitalismus und die Umverteilung von Einkommen und Vermögen von den Arbeitnehmern zum Kapital könnten zur Selbstzerstörung des Kapitalismus führen. Unregulierter Kapitalismus kann zu Phasen von Überkapazitäten, Unterverbrauch und wiederholten, destruktiven Finanzkrisen führen, durch Kreditblasen und das Auf und Ab der Vermögenspreise.

Europas aufgeklärtes Bürgertum erkannte schon früh: Um Revolutionen zu vermeiden, müssen die Rechte der Arbeiter geschützt und ein Sozialstaat zur Umverteilung von Vermögen und zur Finanzierung öffentlicher Güter geschaffen werden. Das verstärkte sich nach der Großen Depression, als der Staat die Verantwortung für die gesamtwirtschaftliche Stabilisierung übernahm: durch die Aufrechterhaltung einer großen Mittelschicht, eine progressive Besteuerung

Unregulierte Märkte sind so schlimm wie unbezahlbare Wohlfahrtsstaaten

der Einkommen und Vermögen und die Förderung wirtschaftlicher Möglichkeiten für alle. Es folgten drei Jahrzehnte sozialer und wirtschaftlicher Stabilität vom Ende der 1940er bis zur Mitte der 1970er Jahre: eine Zeit, in der die Ungleichheit steil abnahm und die mittleren Einkommen schnell wuchsen.

Fehler des europäischen Wohlfahrtsmodells begünstigten die Neigung zu massiver Deregulierung. Diese Fehler spiegelten sich in großen Haushaltsdefiziten, Überregulierung und einem Mangel an wirtschaftlicher Dynamik. Doch das Laissez-faire des angelsächsischen Modells ist ebenfalls erbärmlich gescheitert. Wir müssen zurück zum richtigen Gleichgewicht zwischen den Märkten und der Bereitstellung öffentlicher Güter. Dies bedeutet, sowohl vom angelsächsischen Modell unregulierter Märkte als auch vom kontinentaleuropäischen Modell defizitfinanzierter Wohlfahrtsstaaten abzurücken. Jedes Wirtschaftsmodell, das die Ungleichheit nicht in angemessener Weise in Angriff nimmt, gerät irgendwann in eine Legitimitätskrise. Reagieren wir nicht, nehmen die Proteste an Schwere zu, und die gesellschaftliche und politische Instabilität wird Wachstum und Wohlstand schwächen. ←

132

Milliarden US-Dollar
betrogen Argentinien (circa 40 Millionen Einwohner) Schulden auf dem Höhepunkt der Krise 2001. Die Schulden Griechenlands (rund 11,3 Millionen Einwohner) belaufen sich zehn Jahre später auf 360 Milliarden Euro

Venceremos! (Wir werden siegen!)

Vor zehn Jahren war Argentinien so pleite, dass die Menschen auf der Straße selbstgebackenen Kuchen verkauften. Dann machten sie einen radikalen Schnitt: Sie zahlten ihre Schulden nicht zurück und verzichteten vorerst auf weiteres Geld aus dem Ausland. Bericht aus einem Land nach seinem erstaunlichen Comeback

Text: Karen Naundorf

→ Ob die Protestbilder aus Griechenland sie an die Argentinienkrise vor zehn Jahren erinnern? „Natürlich“, sagt Victoria Engel, „es war schrecklich. Wir waren pleite. Und niemand wusste, wie es weitergeht!“ Die 37-jährige Psychologin sitzt im ersten Stock eines Cafés in der „City“, dem Finanzzentrum von Buenos Aires. Auf der Straße lebendiges Gewusel, die Jacarandá-Bäume auf den Plätzen blühen lila.

Argentinien geht es schon lange wieder gut. Das Land hat seit Jahren hohe Wachstumsraten, und die Terms of Trade sind auf einem Hundertjahreshoch. Das bedeutet: Argentinien kann so viele Importgüter für seine Agrarexporte kaufen wie zuletzt vor 100 Jahren. Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner führte ein Kindergeld ein, erhöhte die Renten. Sie wurde im Oktober mit absoluter Mehrheit wiedergewählt.

Victoria Engel – randlose Brille, blond, Pagenschnitt, rostfarbenes Häkeloberteil, Smartphone-Nutzerin – zeigt auf die Fassaden der Banken in der Fußgängerzone: „Die haben sich damals verbarrikadiert, mit Metallplatten, Holzplanken. Aus Angst vor den Leuten, vor uns!“ Wenn eine Fabrik pleite ist, werden die Arbeiter entlassen. Aber wenn ein Land bankrott ist, was passiert dann? „Die Menschen versuchen zu überleben“, sagt Victoria und ruft sich den 19. Dezember 2001 ins Gedächtnis.

Das Jazzkonzert war gerade vorbei, und in den abklingenden Applaus mischte sich Lärm von draußen, Stimmengewirr und ein metallisches Klopfen. Neugierig gingen Victoria und ihre Freunde auf die Straße und schlossen sich dem Zug der Protestierenden an, die auf Kochtöpfe schlugen und alle in die gleiche Richtung liefen: zur Plaza de Mayo, dem Platz in Buenos Aires, an dem das rosa Regierungs-

Internationaler Währungsfonds:

Der IWF ist eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen. Er soll seinen Mitgliedsstaaten mit Krediten helfen, wenn sie in eine finanzielle Krise geraten. Die Kredite sind jedoch an Bedingungen geknüpft, zum Beispiel mussten in der Vergangenheit notleidende Staaten ihre Märkte öffnen und Subventionen streichen. Dem IWF gehören 187 Länder an, deren Stimmrecht sich nach der Höhe des eingezahlten Geldes bemisst. Deutschland hat zum Beispiel 5,81 Prozent der Stimmen, die USA haben 16,76 Prozent. Kritiker werfen dem IWF vor, undemokratisch zu sein und Ländern eine neoliberale Wirtschaftspolitik aufzuzwingen.

gebäude steht. „Que se vayan todos! Verschwindet alle!“, riefen die Demonstranten den Politikern im Präsidentenpalast zu. An den Straßenecken brannten Autoreifen. Bilder von berittenen Polizisten, die prügeln und wahllos in die Menge schossen, gingen um die Welt. Mehr als zwanzig Menschen starben. Am 20.12.2001 floh Präsident Fernando de la Rúa mit einem Helikopter aus dem Regierungsgebäude. Am 23.12.2001 war Argentinien pleite.

Victoria Engel, damals 27 Jahre alt, war von dem feigen Präsident enttäuscht. Dass sie selbst von der Krise betroffen sein würde, erfuhr sie erst später. 30.000 US-Dollar lagen auf ihrem Bankkonto. Es war das Geld, mit dem Victoria sich einen Traum erfüllen wollte: eine kleine Einzimmerwohnung. Sie hatte das Geld erst wenige Wochen zuvor vom Staat bekommen. Es war eine, wenn auch symbolische, Entschädigung für die Ermordung ihres Vaters unter der letzten Militärdiktatur. Und nun war derselbe Staat, der ihr gerade eine Wiedergutmachung gezahlt hatte, pleite – und erlaubte ihr nicht, das Geld abzuheben und in Sicherheit zu bringen.

Victoria hatte auch eine Reise geplant, ein Ticket nach Südafrika war reserviert. „Die Krise hat mir die Flügel abgeschnitten. Ich ging jeden Tag zur Bank, wusste nicht, was ich tun sollte“, erinnert sich die Psychologin. „Die anderen Kunden beschimpften die Angestellten, aber die konnten ja auch nichts dafür.“

„Willkommen im Museum der Auslandsschuld!“ Ignacio Marutian steht vor einer Besuchergruppe im Museo de la Deuda Externa. Damals, in der Diktatur (1976 bis 1983) habe das argentinische Schuldendrama so richtig angefangen, beginnt Ignacio – kurze Haare, graues Hemd, dunkle Hose – die Führung. Der Guide ist eigentlich Soziologe, aber die Idee des Schuldenmuseums begeisterte ihn. „Nur wer die Vergangenheit kennt, begeht den gleichen Fehler nicht zweimal. Dieses Museum ist weltweit einzigartig!“

Dann erklärt Ignacio, wieso die argentinischen Schulden auch nach der Diktatur immer weiter wuchsen. Die Besucher haben Notizblöcke dabei, schreiben mit: Um eine Hyperinflation zu bekämpfen und das Vertrauen ausländischer Anleger und Investoren zu gewinnen, wurde der Peso 1991 an den Dollar gekoppelt – doch um diese Bindung aufrechtzuerhalten, brauchte der Staat Geld. Deregulieren? Privatisieren? Liberalisieren? Argentinien macht alles mit, was der Internationale Währungsfonds verlangte. Die meisten Bürger störte das zunächst nicht weiter, im Gegenteil: Da die Löhne in Dollar ausbezahlt wurden, konnten sie um die Welt reisen, teure Importprodukte kaufen. Präsident Carlos Saúl Menem träumte gar von argentinischen Raumschiffen, die „in die Atmosphäre starten, dann in die Stratosphäre und von dort aus überallhin fliegen, wo wir

hinwollen, sodass wir in eineinhalb Stunden von Argentinien aus in Japan, Korea oder wo auch immer sein können.“ Doch das „1 Peso gleich 1 Dollar“-Modell hatte Nachteile: Argentinien war zu teuer, um international wettbewerbsfähig zu sein. Das Land machte immer mehr Schulden.

Ignacio redet über eine Stunde lang, hinter ihm zeigen Texttafeln im Zeitraffer, was passierte: Verschuldung zur Zeit der Diktatur. Die Illusion des Reichtums auf Pump in den neunziger Jahren. Krise. Auferstehung. Wobei der derzeitige Ausstellungsraum nur ein Ersatzmuseum ist: In den eigentlichen Räumen im Souterrain der Universität Buenos Aires fiel den Organisatoren buchstäblich die Decke auf den Kopf. Nur wenige Ausstellungsgegenstände stehen dort noch, darunter die mit wütenden Protestsprüchen besprühte Metallverkleidung, mit der eine Bank ihre Fassade vor Angriffen schützte. „In den letzten Monaten kommen immer mehr Ausländer, vor allem Portugiesen und Spanier“, sagt Ignacio. „Sie wollen wissen, wie Argentinien es geschafft hat, die Krise zu überwinden.“

„Es war wesentlich schlimmer als heute in Griechenland“

Der Mann, der den Karren aus dem Dreck zog, heißt Roberto Lavagna. Als er 2002 den Job als Wirtschaftsminister annahm, war Argentinien pleite. „Alle meine Freunde rieten mir ab“, sagt Lavagna, silbergraue Haare, hellblaues Hemd. Er sitzt in seinen Büroräumen in einem stuckverzierten Altbau, an den Türen kleben blank geputzte Spiegel. Freundlich und zurückhaltend, beinahe gütig wirkt der Mann, der für viele Argentinier heute ein Held ist. Rechts neben seinem Schreibtisch hängt ein Gemälde, darauf zu sehen: protestierende Argentinier, hinter ihnen Flammen.

„Es war beängstigend“, sagt der ehemalige Wirtschaftsminister. „Die soziale Situation bei uns war wesentlich schlimmer, als sie es heute in Griechenland ist.“ Mehr als die Hälfte der Argentinier war damals arm. Auf den Straßen verkauften Hausfrauen selbstgebackene Kuchen. Tauschmärkte entstanden. Die Provinzen (so heißen die Bundesländer in Argentinien) begannen eigene Geldscheine neu erfundener Währungen zu drucken, um die Staatsangestellten bezahlen zu können. Arbeiter besetzten von den Besitzern aufgegebene Fabriken und produzierten auf eigene Faust weiter. Und die, die gar

nichts hatten, durchforsteten den Müll. Mit dem „tren blanco“, dem „weißen Zug“, kamen plötzlich jede Nacht Hunderte armer Menschen in das Stadtzentrum von Buenos Aires, um Papier und andere Wertstoffe zu sammeln.

Es gebe durchaus Parallelen zwischen den Krisen in Argentinien und in Griechenland, sagt Lavagna. Eine Währung, die das Land nicht selbst lenkt (in Argentinien war der Peso an den Dollar gekoppelt), vier Jahre Rezession und eine hohe Verschuldung bei internationalen Akteuren, die Einfluss auf die nationale Wirtschaftspolitik nehmen. „Der Währungsfonds hatte auch uns damals empfohlen, die Gehälter um 13 Prozent zu senken und die Steuern anzuheben, ähnlich wie heute in Griechenland. Doch ohne Wachstum hat ein Land keine Chance.“

Deshalb wagte Lavagna 2002, was sich vor ihm niemand getraut hatte. Er sagte: „Nein, danke.“ Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, wenn er sich an das entscheidende Treffen mit Horst Köhler erinnert, dem späteren deutschen Bundespräsidenten, der damals Direktor des IWF war: „Ich musste drei Mal wiederholen, dass wir keine neuen Kredite mehr wollten. Zuerst dachte ich, dass mein lateinamerikanisches und sein germanisches Englisch nicht kompatibel seien, aber daran lag es nicht. Er konnte es einfach nicht glauben.“ Worum es der argentinischen Regierung ging: „Wir wollten keine Gelder mehr und endlich ohne Einmischung von außen die Wirtschaftspolitik machen, die gut für unser Land war.“ Argentinien wurde so zum Ausgestoßenen am Finanzmarkt und bekam keine Kredite mehr – und dennoch schaffte es das Land aus eigener Kraft. Erst 2004 einigte man sich mit den Gläubigern, die argentinische Anleihen hielten.

Ob denn aus Griechenland schon jemand bei ihm angerufen habe, um um Rat zu bitten? Lavagna lächelt und schüttelt den Kopf. Dann geht er mit den Europäern – besonders mit Deutschland und Frankreich – hart ins Gericht. „Seit zwei Jahren diskutieren die Europäer. Sie haben die Krise nur verschlimmert, und private Verluste wurden in öffentliche Schulden umgewandelt“, sagt der Ökonom. „Dabei war die Ausgangssituation für Griechenland besser als die für Argentinien: Wir standen damals ganz alleine da, Griechenland gehört zur EU. Wenn die Griechen den politischen Willen und den Mut hätten, anders zu denken, gäbe es Lösungen.“

Er könne sich eine Doppelwährung für Griechenland vorstellen, sagt Lavagna: für Inlandsgeschäfte die Drachme, für den Außenhandel den Euro. „Das ist zwar technisch kompliziert, könnte aber als Übergang, für fünf oder zehn Jahre, eine gute Lösung sein. Die entscheidende Frage ist langfristig allerdings auch: Was verkauft Griechenland? In welchen Bereichen ist es wettbewerbsfähig?“

Auch für Argentinien hat der Ex-Minister eine Empfehlung parat: „Keine neue Auslandsverschul-

dung, zumindest jetzt noch nicht! Einem Ex-Alkoholiker würden Sie ja auch nicht empfehlen, in der nächsten ECKKneipe einen trinken zu gehen.“

Victoria Engel hat einen Café cortado bestellt, einen Espresso mit einem Häubchen aufgeschäumter Milch, und erzählt von ihrem Job. Sie kümmert sich um Gewaltopfer, besonders um Kinder: „Kinder sind die ersten, die die Ängste der Eltern abbekommen, auch in einer Wirtschaftskrise.“

Zu den Sparvorschlägen sagte das Land: „No, gracias“

Die Psychologin hat Freunde in Europa, viele haben Argentinien vor zehn Jahren verlassen, als es dem Land schlecht ging. Und erleben jetzt die Krise in Spanien. „Alle sagen mir: Es ist nicht so schlimm wie damals in Argentinien. Vielleicht sind die Europäer einfach nicht so krisenerprobt wie wir“, sagt Victoria und rührt in ihrem Kaffee. „Das ist wie mit dem Wetter: Wenn es ein paar Tage lang mehr als 30 Grad hat, klagen in Europa schon alle über eine Hitze-welle. Bei uns ist das normal.“

Noch ist ihr Platz in Argentinien. Doch Victoria macht sich Sorgen, misstraut dem makroökonomischen Frieden. Der Reichtum in Argentinien ist ungleich verteilt und die Inflation hoch. Offiziell liegt sie bei knapp unter zehn Prozent, inoffiziellen Schätzungen nach bei über 25 Prozent. „Wir haben alle zehn Jahre eine Krise, wer weiß, wann es wieder so weit ist. Ursprünglich hatten mein Mann und ich überlegt, nach Spanien zu gehen.“ Doch die Spanier kommen auf der Suche nach Arbeit längst nach Argentinien, über tausend jeden Monat.

Die finanziellen Mittel für einen Neuanfang hätte Victoria: Das Geld auf dem Bankkonto war für sie am Ende doch nicht verloren. Sie verklagte den Staat – und bekam recht: Dass der gleiche Staat ihr zunächst den Vater geraubt hatte und danach auch die Entschädigung für seinen Tod, sei nicht rechtmäßig, hieß es im Urteil. Victoria konnte sich ihre Wohnung kaufen.

„Eins ist klar“, sagt sie. „Wenn ich jemals wieder Geld gespart haben sollte – auf ein Bankkonto zahle ich es bestimmt nicht ein.“ ←

Teure Religion: Wie Geld und Glaube miteinander auskommen, steht auf fluter.de/geld

Währungen koppeln:

Für manche Staaten kann es sinnvoll sein, den eigenen Wechselkurs gesetzlich an eine andere Währung zu knüpfen. Für einen Euro bekommt man zum Beispiel immer 3,4528 Litauische Lita. Das hat den Vorteil, dass sich besser langfristig planen lässt und die Möglichkeiten zur Spekulation eingeschränkt werden. Allerdings hat es auch den Nachteil, dass ein Staat damit einen Teil seiner geldpolitischen Handlungsmöglichkeiten aufgibt und sich von ungünstigen Preisentwicklungen aus dem Ausland abhängig macht.

120.000

Euro
geben Eltern im
Durchschnitt für ihre
Kinder aus, bis sie
volljährig sind

Gemeinsam kannten wir keine Dispogrenzen

Wer denkt schon beim SMS-Schreiben an die Rechnung – oder im Sommerurlaub mit Freunden? Und waren die ganzen Songs aus dem iTunes-Shop echt so teuer? Wenn Jugendliche mehr Geld ausgeben, als sie haben

Text: Hadija Haruna

→ Fünf Jungs, drei Wochen Spanien, jeder 5.000 Euro zum Verprassen – für Sonne, Strand, Viersterne-Hotel und Cocktails. Der Urlaub vor dem mündlichen Abitur soll für Fabian und seine Freunde eine einzige Party werden – eine mit Niveau, kein All-Inclusive-Schnäppchen. Das Geld dafür leiht er sich kurzerhand bei einem älteren Freund, dem er verspricht, es bald zurückzuzahlen. Er wird ja nach dem Abi in einer Bar kellnern oder im Supermarkt bei der Inventur helfen. Aber vorher muss er einfach noch mal richtig auf die Kacke hauen, denkt er sich. „Die Schule war öde, unser Leben langweilig“, sagt Fabian noch heute – und dass er und seine Freunde „eine richtig geile Zeit“ hatten. Nur die Zeit nach dem Urlaub – die war dann nicht mehr so geil.

Denn so richtig ging Fabians Plan nicht auf. Der Urlaub war zwar ein voller Erfolg, nur den Job als Aushilfskellner, den verlor Fabian kurze Zeit später, ohne Ersatz zu finden. Seinen Freund, der ihm das Geld geliehen hatte, musste er immer wieder trösten, bis der so richtig sauer wurde. Bei Geld hört die Freundschaft eben auf.

Jetzt ist Fabian verschuldet und damit laut dem „Schuldneratlas Deutschland 2010“ von Creditreform einer von knapp 1,39 Millionen Menschen zwischen 20 und 29 Jahren in Deutschland, die ihren Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen können. Die Zahl könnte in Zukunft sogar noch steigen. „Zwischen 17 und 25 Jahren gibt es eine

→ Man kann es sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie eine Welt ohne Geldautomaten aussah; als man wegen jeder Geldabhebung brav am Schalter stand – natürlich nur zu den Öffnungszeiten der Bank. Der erste Geldautomat wurde übrigens 1939 in New York aufgestellt und gar nicht so viel später wieder entfernt. Den meisten Menschen war es suspekt, Geld an einer Maschine abzuholen. Angeblich machten das nur Spieler und Prostituierte. ←



besondere Gefahr, sich zu überschulden“, sagt Bettina Heine von der Schuldner- und Insolvenzberatung des Diakonischen Werkes Berlin. Als überschuldet gilt, wer dauerhaft weniger einnimmt, als er an Verbindlichkeiten zu begleichen hat. Auch unter den 20-Jährigen gibt es davon immer mehr.

Markenklamotten, Musikdownloads, das erste Auto, die Miete der eigenen Wohnung – das kostet. Bei anderen reißt die monatliche Rechnung des Fitnesscenters ein Loch ins Portemonnaie, manche stolpern beim Umstieg von einem Prepaid- zu einem Vertragshandy in die Schuldenfalle. Laut Bundesverband Deutscher Inkasso-Unternehmen (BDIU) haben junge Menschen vor allem bei Telekommunikationsunternehmen, Online- und Versandhändlern und Internet-Serviceanbietern Schulden. In der Herbstumfrage des Verbandes vermeldeten 39 Prozent der Inkassounternehmen, dass junge Erwachsene bis 24 Jahre Rechnungen schlechter bezahlten als über 25-Jährige.

„Ein typisches Schuldnerprofil gibt es nicht“, sagt Schuldenexpertin Heine. Viel hänge davon ab, ab wann junge Erwachsene selbstständig eigene finanzielle Entscheidungen treffen würden. Wer erst spät den Umgang mit Geld erlerne oder wessen Eltern ein schlechtes Vorbild seien, sei später eher gefährdet, sich selbst zu verschulden. „Viele unterschätzen schon, wie schwierig es ist, über einen Zeitraum Raten zu bezahlen.“ Obwohl jungen Erwachsenen im Vergleich zu früher mehr Geld zur Verfügung stünde, lernten viele nicht mit ihrem Geld zu haushalten, sagt Heine. Seit 2008 finanziert daher die Berliner Senatsverwaltung das Präventions-Projekt „Geldkunde“ an Berliner Schulen, von dessen Art es bundesweit mehrere gibt.

So wie Jugendliche in allen möglichen Bereichen Erfahrungen sammeln und dabei Grenzen austesten, so gehen sie auch eher mal beim Geldausgeben ans Limit. Mit einem Dispositionskredit oder einer Kreditkarte geht das besonders gut. Viele junge Erwachsene

Schuldenfalle Studium

haben bereits mit 18 Jahren ein Girokonto, das sie überziehen können. „Jemand, der seinen Dispo nutzt und ihn innerhalb von drei Monaten nicht ausgleichen kann, gilt bereits als überschuldet“, sagt Manuela Haan, Gruppenleiterin der Anonymen Insolventer in Berlin – einer Selbsthilfegruppe, die sich regelmäßig trifft, um über finanzielle Sorgen zu sprechen. Die bundesweiten Gruppen seien aber eher von älteren Schuldner ab 35 besucht, die sich unter anderem beim Selbstständigmachen überschätzt hätten, sagt Haan. „Junge Menschen sind im Gegensatz dazu meist reine Konsumschuldner.“

Aber es muss nicht immer die große Kauflust sein, die das Konto in die roten Zahlen treibt: „Eine neue Risikogruppe unter den Jungschuldnern sind Studenten, die für ihr Studium einen Kredit aufgenommen haben und ihn im Anschluss aufgrund fehlender Einkünfte nicht zurückzahlen können“, sagt Schuldenexpertin Heine. Wie Marko, der nach seinem Studium an einer Privatuniversität Bafög- und Kreditschulden in Höhe von rund 67.000 Euro angehäuft hatte. Sein kleines Einkommen reichte vorne und hinten nicht aus, um das Geld zurückzuzahlen. So wagte er eine weitere Investition, mit der er glaubte, das Geld schneller verdienen zu können, und eröffnete einen Club. Der hatte aber nur zwölf Monate geöffnet, dann musste Marko ihn schließen. Er hatte sich überschätzt und versuchte schließlich, mit drei Jobs das Geld abzustottern. „Ich habe echt alles versucht“, sagt er heute. Trotzdem kam er mit dem Abbezahlen nicht nach, einige Gläubiger pfändeten sogar sein Gehalt. Erst ein Fernsehauftritt in einer Schuldensendung auf RTL habe ihn auf die richtige Bahn gebracht. „Ich konnte die Gläubigerzahl minimieren und habe jetzt noch 22.000 Euro Schulden“, sagt Marko. Wenn er es schaffe, seinen Finanzplan einzuhalten, könne er in knapp drei Jahren schuldenfrei sein. Dann wäre Marko 36 Jahre alt.

Fabian hat mehr Glück gehabt. Die 5.000 Euro für den Urlaub haben schließlich seine Eltern abbezahlt. „Die sind aus allen Wolken gefallen. Sie haben ja gedacht, ich hätte einen braven Urlaub gemacht“, sagt er. Als er die Wahrheit erzählte, habe er sich elend gefühlt. Langsam geht es ihm besser, auch weil er seinen Eltern schon einen Teil zurückgezahlt hat. Er lebt jetzt sehr sparsam, wohnt zu Hause und kommt mit 100 Euro im Monat aus. „Ich lebe ein bescheidenes Studentenleben“, sagt er – und es klingt nicht mal so, als habe er keine Freude daran. ←

45

Prozent
der Jugendlichen
finden Menschen in
dicken Autos
eher sympathisch

Zeig, was du hast: wie ein zugewanderter Türke mit Geld umgeht

Mit den Türken in Deutschland ist es wie mit schlechten Schülern, die endlich eine gute Note schreiben und mit der Klassenarbeit herumrennen und überall damit angeben. Wenn man hier, zum Beispiel in Berlin, mit türkischem Migrationshintergrund aufwächst, dann fällt man eigentlich nie positiv auf, man ist immer in einer niederen gesellschaftlichen Gruppe, und wenn man es dann doch schafft und zu Vermögen kommt, will man es zeigen: Dann kauft man das dickste Auto, die tollsten Klamotten. Wahrscheinlich ist das mit deutschen Hartz-IV-Empfängern genauso. Wenn die ganz plötzlich reich wären, würden sie sich auch zuerst Statussymbole kaufen, um zu zeigen: Leute, ich habe es doch noch geschafft. Man sollte lieber zwischen Personen unterscheiden statt zwischen Völkern. Ich kenne sehr großzügige Schwaben und knauserige Türken. Wobei, eins ist natürlich klar: Im Restaurant laden die Türken sich gegenseitig ein. Selbst die geizigen unter ihnen. *Kazim Erdogan leitet eine türkische Männergruppe in Neukölln*

→ Im Boxing war Muhammad Ali, der schon mal sechs Millionen Dollar für einen Schaukampf bekam, ja ganz erfolgreich – ob das auch für das Monopoly-Spielen galt, ist nicht bekannt. Aber anscheinend hat er es mit Leidenschaft gespielt, wie viele andere. Es gibt wohl kaum ein Spiel, bei dem es mehr um das Anhäufen von Geld geht, als Monopoly. Beim Kaufen von Straßen und Bauen von Häusern und Hotels kann man mal so richtig den Kapitalisten von der Leine lassen. Richtig reich wurde mit dem Spiel die Firma Parker als Markeninhaber. Immerhin wurde das Spiel in 37 Sprachen übersetzt und in 102 Ländern verkauft. ←





→ Die Beratungsfirma Capgemini bringt regelmäßig eine Reichenstudie heraus – über die High Net Worth Individuals, kurz HNWI. Als solche werden Menschen bezeichnet, die über ein freies Vermögen von mehr als einer Million Dollar verfügen. Frei heißt zum Beispiel, dass Immobilien nicht eingerechnet werden. Rund 924.000 Bundesbürger sind nach diesen Kriterien derzeit reich – mehr als doppelt so viele wie in Großbritannien oder Frankreich. Der Studie nach gibt es nur zwei Länder, in denen es mehr Reiche gibt als in Deutschland: die USA und Japan. Laut Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung besaßen zuletzt zehn Prozent der Bevölkerung 56 Prozent des hierzulande angehäuften Eigentums. Auf die untere Hälfte der Bundesbürger entfiel dagegen nahezu nichts: Ihr gehörten bloß zwei Prozent aller Vermögenswerte. ←

97,3

Prozent
*beträgt der Anteil der
 Einsätze, die beim Roulette
 in Spielbanken als Gewinn
 ausgeschüttet werden.
 Beim Lotto sind es
 50 Prozent*

Alles, was man falsch machen kann

Als Modemacher und Kunstdrucker hat Hans-Jürgen Kuhl Millionen verdient und wieder verloren. Irgendwann hat er Millionen gefälscht – so gut wie kaum ein anderer. Die Quittung dafür waren vier Jahre Gefängnis. Die Geschichte von einem, der einen hohen Preis gezahlt hat

Text: Bernd Kramer

→ Hans-Jürgen Kuhl liegt mit dem Gesicht im Dreck vor seinem Atelier, die Hände auf dem Rücken mit Kabelbinder verbunden. Ein Kampfstiefel hält ihn am Boden, Maschinenpistolen sind auf ihn gerichtet, auf ihn, Kuhl, 65 Jahre alt, unbewaffnet, Raucherhusten. So ein Theater, denkt er, absurd.

Es ist ein Maitag im Jahr 2007, die Mittagssonne prallt nieder auf Kuhl und die Männer in den schweren Monturen. Ein paar Tage später vermeldet das Bundeskriminalamt (BKA), einen der größten Geldfälscher des Landes gefasst zu haben. Gut sechs Millionen Dollar wollte Kuhl gerade verkaufen, als sie zuschlugen. Die Presse fotografiert die Bündel, Experten sagen, so gute Imitate hätte fast niemand zuvor hinbekommen.

Seit dem 21. September 2011 ist einer der besten Geldfälscher der Welt wieder frei. Aber an einen Schwerekriminellen erinnert Kuhl nicht, wenn er gebückt durch sein Atelier schleicht. Vier der sechs Jahre, zu denen er verurteilt wurde, hat er gebüßt, im offenen Vollzug der JVA Euskirchen, eine lange Zeit, findet Kuhl. „Im Prinzip habe ich doch niemandem geschadet, ich habe keinen Schein in Umlauf gebracht, keinen einzigen.“ Seine Stimme klingt bitter. „Warum muss das sein?“ Zwei seiner Mithäftlinge, die jemanden getötet hatten, hätten eine kaum höhere Strafe bekommen. Mit denen habe er sich im Knast das Bad teilen müssen. „Hinter Geldfälschern ist der Staat her wie hinter Terroristen.“

Vielleicht liegt darin das Missverständnis: Unser Geldsystem erscheint oftmals wie ein Spiel, ein fragiles Gebilde voller Konventionen, für manche nur gedeckt durch unseren Glauben daran. Deswegen wirkt auch das Fälschen wie eine irgendwie irrealer Tat. Vielleicht ahndet der Staat schon den kleinsten Versuch so scharf, um dieser Sicht vorzubeugen.

Knallbunte Collagen hängen in Kuhls Kölner Hinterhofatelier, Szenen aus Hollywoodklassikern wie „Frühstück bei Tiffany“, „Der Pate“, ein verfremdetes Porträt von Benjamin Franklin, wie ihn der 100-Dollar-Schein zeigt. Es sind Ikonen der Konsumwelt, das Geld, das Glitzernde, das Verruchte. Jetzt, in Freiheit, will Kuhl Handtaschen mit Blumenmotiven bedrucken und sie für 1.500 bis 2.000 Euro pro Stück an die „Schickimickis“ bringen, an Damen, „die Louis Vuitton kaufen und Gucci und so etwas“.

Aber die Siebdruckmaschine ist kaputt. Zwei Bekannte sind gekommen und wollen sie reparieren. Wirklich bezahlen kann Kuhl sie nicht, und im Flüsterton, aus Scham, aber vielleicht auch weil ihm das Konspirative liegt, bietet er ihnen dafür eines seiner Bilder.

Es ist nicht das erste Mal, dass Kuhl wieder ganz unten anfängt. Er hat die Schule abgebrochen und nur mit Mühe die Lehre zum Fotokaufmann durchgezogen. Lieber tauchte er ins Nachtleben ein, zog mit Kumpels aus der Kölner Unterwelt um die Häuser. In den Sechzigern bat ihn einer, Kuhl, den Langen, der seine Sachen ständig selbst passend nähte, lederne Hotpants zu schneiden. So wurde Kuhl Modemacher, erst knappe Damenhosen, später Jacken, er gründete eine Firma und verlor sie, weil ihn ein Freund betrog. In den Achtzigern verdiente er gut mit Kunstdrucken im Stile des Pop-Art-Malers Andy Warhol. Er imitierte den Imitator, wurde reich, sparte nie, an Roulette-Tischen gewann er und verlor.

Es ist ein Leben wie im Rausch, Partys, Frauen, Drogen. Kuhl erinnert sich an eine kleine Beobachtung vor Jahren, die viel offenbarte. Im Porsche schoss er Richtung München, freie Bahn, als ihm kurz bange wurde: Wenn du hier durch die Leitplanke fliegst und im Feld stirbst, wird dich niemand finden, alle sind weit weg. „Dass ich einfach mal vom Gas gehen könnte“, sagt Kuhl, „auf die Idee bin ich gar nicht gekommen.“ Lläuft das Spiel, zieht er es durch.

Auch zum Geldfälschen hat Kuhl sich irgendwie verführen lassen und es dann durchgezogen.

Das erste Mal war Ende der neunziger Jahre. Kuhl hatte eine Kunstserie mit D-Mark-Scheinen gemacht, Collagen mit vergröß-

berten Details. Das war vielleicht der Grund, weshalb ein Freund ihn fragte, ob er nicht einmal etwas Ähnliches machen könnte, kleiner, authentischer. Über ein paar Ecken sollte das an zwei Schweizer Immobilieninvestoren gehen. Deren arabische Geschäftspartner verlangten angeblich, dass sie mit einem Koffer, gefüllt mit knapp fünf Millionen Dollar, ihre Liquidität demonstrierten. Reine Formsache, nichts wirklich Krummes. Für Kuhl sollte es zwei Millionen Mark geben. „Kommt nicht in Frage“, will Kuhl gesagt haben. „Ich habe auch nicht die passende Maschine für so etwas.“

Sie legten noch einmal 200.000 Mark obendrauf, und Kuhl überlegte hin und her, na ja, dachte er, die Scheine kämen ja nie in Umlauf, sie würden einmal gezeigt und dann vernichtet. Wie Spielgeld.

Das Problem war bloß, dass es keine Investoren gab, kein Immobilienprojekt, keine misstrauischen Araber. Hinter der Geschichte steckten verdeckte Ermittler des BKA. Sagt Kuhl jedenfalls. Sie erst hätten aus ihm einen Geldfälscher gemacht. „Nur damit sie einen Fahndungserfolg haben und ihre Beförderung kriegen.“

Ein Köfferchen für die Rente – das war interessant

Viereinhalb Monate saß Kuhl in Untersuchungshaft, in Stuttgart-Stammheim, eine Zelle unter der, in der sich einst der RAF-Terrorist Andreas Baader erschossen hatte. Immerhin kam Kuhl mit einer Bewährungsstrafe davon, womöglich weil die Geschichte so seltsam war.

Alle haben mich beschissen, dachte Kuhl, packte seine Sachen in einen Transporter, fuhr nach Barcelona, von da auf die Fähre, und versuchte ein neues Leben auf Mallorca. Aber er kam nicht so richtig rein in den lokalen Kunstmarkt, und im Winter, wenn der Strand matschig war und die Insel ausgefeiert hatte, langweilte er sich unendlich. Keine zwei Jahre später war er wieder in Köln.

Ein Kumpel aus dem Milieu, den man dort den Albaner nannte, kam in Kuhls Atelier vorbei. Schön, dass du wieder da bist, Jürgen. Er packte mit an, strich Bilderrahmen. „Heute weiß ich, warum“, sagt Kuhl.

Wenn Kuhl über die schlechten Geschäfte klagte, orakelte der Albaner nur: „Tja Junge, du könntest doch in drei Monaten aus deinem Schlamassel raus sein.“ „Lass deine Sprüche“, entgegnete Kuhl, wieder und wieder und irgendwann nicht mehr.

Er habe da jemanden, sagte der Albaner, in der Heimat, die brauchen da Dollar, sichere Sache.

Es ist schwer zu verstehen, warum Kuhl sich wieder hinreißen ließ. Das Geld? „Ein Köfferchen für die Rente“, sagt er, „klar, das war interessant.“ Aber eine Ahnung, was ihn trieb, bekommt man erst, wenn man sieht, wie er einen 100-Dollar-Schein durch die Hände gleiten lässt. Wie er Benjamin Franklin wehmütig in die Augen blickt, über die Farbe streicht, die man fühlen kann, was

man mit einer normalen Druckmaschine so eigentlich nie hinbekommt. „Hunderte Spezialisten“, sagt Kuhl mit glänzenden Augen, „sitzen da dran, um den Schein fälschungssicher zu bekommen.“ Andere lösen Sudoku, Kuhl knackt Geld.

Er scannte den Schein ein. Vergrößerte ihn. Studierte jede Rille. Änderte mit Photoshop die Seriennummern. Wälzte Hunderte Musterbücher mit Papierproben. Er mischte Farbe, gab Chemikalien dazu, damit sie schnell trocknet und sich auf dem Papier fast so erhaben anfühlt wie beim Original. Beim Rühren spritzte ihm ein Grüntupfer auf die Hand und ätzte die Haut weg.

Gut ein Jahr dauerte die Produktion, doch als die Dollar fertig waren, 16,5 Millionen insgesamt, war der Käufer weg. Tja, sagte der Albaner, vielleicht liquidiert von der Mafia, weiß man nicht. „Ohne garantierten Abnehmer hätte ich die ganze Scheiße niemals durchgezogen“, schimpfte Kuhl.

Das Geld packte Kuhl in Umzugskartons, mietete einen Container an und lagerte sie ein. Und da wären all die Blüten auch geblieben, beteuert Kuhl, wenn nicht eines Tages eine Eventmanagerin, vielleicht Ende 20, namens Susanne Falkenthal sein Atelier betreten hätte. Seinen Frauengeschmack hatte man durchaus getroffen, für Kuhl, den Charmeur, hieß sie bald nur noch Susanne.

Ursprünglich sollte Susanne für eine andere Kundin ein Bild abholen, aber dann sah sie Kuhls Kunst und war so angetan, dass sie ihn fragte, ob er ihr nicht Einladungskarten für ein Geschäfts-event in Litauen machen könnte. Vielleicht etwas mit einem Dollarmotiv. Ein paar Wochen später kam sie begeistert wieder, an der Hotelbar sei sie angesprochen worden, ob sie nicht irgendwo falsche Dollar auftreiben könne. Sie flachsten. „Na ja“, meinte Kuhl irgendwann, „ich könnte mich mal in Druckerkreisen umhören.“

Vorher fährt er nach Essen zu ihrer Eventagentur, eine ansehnliche Büroetage, erkundigt sich nach Susanne und lässt sich von der Dame am Empfang sagen, Frau Falkenthal sei gerade geschäftlich in Lettland. Na gut, denkt Kuhl. Für einen Tag im Mai 2007 vereinbaren sie die Übergabe.

Das BKA weiß da schon längst von Kuhls Fälscherei. Acht Monate vorher war auf der Deponie ein Gabelstaplerfahrer in einen der blauen Müllsäcke gefahren, die Kuhl und der Albaner dort entladen hatten. Zerschredderte Fehldrucke quollen heraus. Die Ermittler sortierten Schnipsel für Schnipsel und puzelten einen Brief von der Versicherung zusammen, adressiert an Kuhl, der irgendwie unter die Abfälle geraten sein musste. 16.000 Telefonate hörten sie ab, bezogen heimlich ein Haus gegenüber von Kuhls Atelier, sie wollten wissen, für wen die falschen Millionen bestimmt waren, und dann zuschlagen. Aber es gab keinen Abnehmer.

Am Tag der Übergabe beschleicht Kuhl kurz ein mulmiges Gefühl, wie im Porsche damals. Er packt eine Sporttasche für die ersten Tage im Gefängnis. Jetzt geht es entweder schief, oder es klappt, Kopf oder Zahl. Zum Bremsen ist es zu spät.

Kuhl hilft Susanne gerade, die gelben Pakete in den Kofferraum zu laden, als ein Lkw in die Einfahrt rollt und die GSG-9-Männer herausspringen. Susanne, die wohl nie so hieß, sieht er im Gefecht nur noch in einen Dienstwagen des BKA steigen. So ein Theater, so ein Riesenaufwand für nichts, denkt Kuhl, aber die Susanne, die hat ihren Part gut gespielt, denkt er anerkennend, als er abgeführt wird. Die hat ihn sehr gut ausgetrickst. ←

-125

Euro
beträgt der
Kontostand unseres
Praktikanten
Raphael (nicht
zu fassen)

Ich brauche Kohle – und zwar schnell Teil 4: Schnorren

Es geht jetzt um jeden Cent. Ich laufe zum Parkautomaten, und leider, leider fehlt es an Kleingeld. Ich bitte eine Frau, die vorbeiläuft, um 20 Cent, sie gibt sie mir. Wie geil ist das denn, denke ich, das klappt ja wirklich, meine erste selbstverdiente Kohle in Berlin, und dann denke ich: Das lässt sich professionalisieren. Zehn Minuten später am selben Parkautomaten. „Ist mir wirklich peinlich zu fragen, aber ich möchte nicht zur nächsten Bank laufen, hätten Sie vielleicht 30 Cent zum Parken?“ „Nee“, sagt der erste Mann. „Nee“, der zweite. Dann kommt eine Frau. Sie schüttelt nur den Kopf. Am Kiosk will ich eine Zeitung kaufen und frage den Mann hinter mir: „Ist mir wirklich peinlich, aber könnten Sie ...“ Er gibt mir zehn Cent. Die nächsten zwei Stunden schleiche ich um Post-, Park- und U-Bahn-Ticketautomaten. Ich trotze der Berliner Unfreundlichkeit zwei Euro ab. Macht einen Stundenlohn von einem Euro. Schnorren ist anstrengend, man kommt sich schnell vor wie ein ungewollter Bittsteller. Es macht keinen Spaß, und es macht nicht mal satt. Nach vier erfolglosen Versuchen, möglichst einfach an Geld zu gelangen, kommt mir eine Idee, die ich seit meiner Geburt verdrängt habe: Sollte ich vielleicht mal arbeiten gehen?

199

Milliarden Euro
beträgt der Börsenwert
der größten Bank der
Welt, der Industrial &
Commercial Bank China.
Das ist doppelt so viel wie
das BIP von Angola

Gegen die Schöpfungslehre

Ein Großteil des Geldes wird nicht vom Staat geschaffen, sondern von Banken, quasi per Fingerschnipp. Nun mehrnen sich die Stimmen, die diese Möglichkeit einschränken wollen

Text: Bernd Kramer

→ Den Ursprung des Geldes würde man etwa hier vermuten: in der Oranienstraße 91 in Berlin, bei der Bundesdruckerei. Streng nach Vorgabe der Zentralbank verwandelt sie wertloses Papier in wertvolle Scheine. Aber es ist nur ein sehr kleiner Teil des Geldes, der so entsteht.

In der Eurozone sind Banknoten und Münzen im Wert von 792 Milliarden Euro im Umlauf - die Menge unsichtbaren Geldes ist jedoch etwa fünfmal so groß. Es ist das Geld auf Konten und Kreditkarten, das man nicht anfassen und mit dem man trotzdem bezahlen kann. Weil es nur in den Büchern existiert, heißt es Buchgeld. Und jede Bank kann es nach Belieben selbst herstellen. Begrenzt wird sie nur indirekt, durch die sogenannte Mindestreserve. Das ist die Pflichteinlage auf dem Girokonto einer jeden Bank bei der staatlichen Zentralbank, mit der die Geschäfte abgesichert werden. Die Banken dürfen aber neues Geld weit über das Maß dessen hinaus in Umlauf bringen, was sie auf ihrem Zentralbankkonto haben, im Euroraum um das Fünfzigfache. Im Klartext: Die Bank muss nicht erst Geld von der Zentralbank auf ihr Reservekonto gebucht bekommen haben, um ihrerseits Kunden neues Geld aufs Konto zu buchen. Kritiker finden das heikel: „Die Geldschöpfung durch die Banken ist gefährlich, weil sie zum Beispiel zu Spekulationsblasen führen kann“, meint Joseph Huber, Professor für Wirtschafts- und Umweltsoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Neues Geld aus dem Nichts? Das klingt wie Magie oder Alchemie, und tatsächlich verbirgt sich dahinter ein ziemlich kompliziertes Bilanzierungswerk. Es funktioniert in etwa so:

Gute Geldanlagen

Du willst dein Geld auf ein Sparkonto einzahlen, hast aber keine Lust, das Geschäft mit Blutdiamanten in Afrika zu unterstützen? Kein Problem. Ethische und ökologische Anlagen sind eine Möglichkeit, Geld zu investieren, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Institute wie die GLS Gemeinschaftsbank prüfen jede Investition anhand einer Liste von positiven und negativen Anlagekriterien. Negativ sind zum Beispiel: Menschenrechtsverletzungen, Gentechnik, Atomenergie. Positiv dagegen: entwicklungspolitische Ziele, soziales Engagement, Ressourceneffizienz. Dass sich Geldverdienen und Moral tatsächlich gut vertragen, hat die Zeitschrift „Finanztest“ im Jahr 2010 ermittelt. Ethische und ökologische Geldanlagen erzielten ähnlich gute Renditen wie die meisten herkömmlichen Fonds.

Ein Kunde möchte einen Kredit haben, zum Beispiel 1000 Euro, um ein neues Auto zu kaufen. Die Bank schreibt ihm das Geld auf seinem Konto gut. Finanziert hat sie diese Gutschrift in ihrer Bilanz vor allem mit den 1000 Euro, die derselbe Kunde ihr damit schuldet, nur ein geringer Teil ist mit Eigenkapital unterlegt. Ein rechnerischer Zirkelschluss, der funktioniert, so lange der Kunde das neu geschaffene Geld auf seinem Konto lässt. Erst wenn er es zum Autohändler bringt, muss sich die Bank darum kümmern, den vergebenen Kredit zum Beispiel durch neue Spareinlagen zu finanzieren oder durch neues Geld von der Zentralbank - so wie man es sich eigentlich vorstellt. Klappt das irgendwann nicht mehr, droht die Pleite.

Ein hohes Risiko, findet Huber. „Die Geldmenge, die die Banken neu geschöpft haben, ist in den vergangenen Jahrzehnten sehr viel stärker gewachsen als die Wirtschaft.“ Ein Großteil der Kredite sei also offenbar gar nicht in Unternehmen oder neue Produkte geflossen, die den Wohlstand mehren. Sondern in Spekulationen, in Aktien und Wertpapiere, deren Kurs nur deswegen stieg, weil

Die Banken wären nur noch Geldvermittler, keine Geldschöpfer mehr

sie mit immer neu geschöpftem Geld nachgefragt wurden. Wenn so eine Blase platzt, müssen die Sparer mit ihren Einlagen für die Ausfälle geradestehen - wenn nicht der Staat die Bank mit Steuergeldern rettet.

„Der Staat muss die volle Kontrolle über die Geldmenge zurückbekommen“, fordert Huber daher. Die Zentralbank will er zur „Monetative“ ausbauen, zu einer vierten Macht im Staat, neben Legislative, Exekutive und Judikative. Die Banken müssten sich das Geld für Kredite, die sie ausgeben wollen, dann vorher bei ihren Sparern oder bei der Zentralbank besorgen, nicht erst hinterher. „Die Banken wären dann keine Geldschöpfer, sondern nur noch Geldvermittler“, sagt Huber. „So, wie man es sich eigentlich vorstellt.“

Huber vertritt eine Minderheitenmeinung, viele Ökonomen halten die Geldschöpfung der Banken grundsätzlich für richtig, weil so flexibler auf den Kreditbedarf der Unternehmen reagiert werden kann. Andererseits war schon einem Vordenker der Wirtschaftswissenschaften, dem US-Ökonomen Irving Fisher, die unkontrollierte Geldproduktion der Banken suspekt, in den 1930er Jahren versuchte er die Ökonomen-Zunft mit ähnlichen Ideen zu begeistern. Auch Hans Christoph Binswanger, Wachstumskritiker und Doktorvater von Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann, äußert Sympathie für einen Stopp der Bankengeldschöpfung.

Huber und seine Mitstreiter können sich sogar auf die Geschichte berufen - denn schon einmal pochte der Staat darauf, dass niemand anderes Geld herstellt: Das Papiergeld wurde zunächst von privaten Geldhäusern geschaffen, als Gutschein für Münzen, ehe es die Regierung durch eigene Banknoten ersetzte. www.monetative.de ←

4,4

Milliarden
Euro zahlte die Bundesstiftung zur Entschädigung von Zwangsarbeitern an über 1,66 Millionen ehemalige Opfer des Nazi-Regimes

Instrument der Nazi-Diktatur: das Lagergeld

Für Neonazis und Geschichtsfälscher ist der Begriff Lagergeld ein Geschenk. Im Internet findet sich seitenweise rechte Propaganda: Die KZ-Häftlinge seien wirklich bezahlt worden für ihre Arbeit, also alles nicht so schlimm in den „angeblichen Todeslagern“. In Wahrheit führte die SS in ihren Lagern eine interne Währung ein, damit die Häftlinge es bei Fluchtversuchen draußen schwerer hatten ohne echte Währung. Reichsmark, die ihnen ihre Familien ins Lager schickten, tauschten die SS-Leute zu einem sehr schlechten Kurs in das Lagergeld um und behielten das echte Geld für sich. Lagergeld war also die Ausnahme, und nur einzelne Häftlinge bekamen ab und zu Prämien – in Beträgen, die noch für die lagerinternen Kantinen knapp waren. Und selbst dabei achteten die Aufseher darauf, dass bestimmte Konsumgrenzen nicht überschritten wurden. Für die SS war das Lagergeld ein Instrument, die Häftlinge noch weiter zu verhöhnen. Sie sollten ihre Ohnmacht spüren.



→ 327 Banküberfälle hat die Polizei 2010 in Deutschland gezählt, das ist einer mehr als im Jahr zuvor. Aber nicht mal halb so viel wie noch 2003, damals waren es 767 Fälle. Und: In 82 Prozent der Fälle kamen die Täter nicht davon. Die Aufklärungsrate steigt, vor allem wegen der immer besseren Überwachungstechnik der Banken. In Deutschland tendieren die Räuber offenbar zum Brachialen, sprich Sprengung des Automaten. In den USA machen viele einen „note job“: Sie stellen sich am Schalter

an und reichen dem Angestellten einen Zettel mit der Forderung. Die anderen Kunden sollen nichts mitkriegen. Seltener werden Tunnel-Aktionen wie die im August 2005, als Diebe im brasilianischen Fortaleza unterirdisch in die Banco Central einbrachen. Die Beute war eine der größten in der Geschichte des Bankraubs: 70 Millionen US-Dollar. ←

Hoi Polloi

zum Thema



Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Es gibt Probleme, bei denen man froh wäre, sie mit Geld lösen zu können. Zum Beispiel das leidige Thema Rechtsextremismus. Eigentlich denkt man ja, dass es jedem selbst auffallen müsste, wie beschränkt Rassismus und Hitler-Verehrung sind – aber leider ist dem nicht so. Deswegen widmen wir uns im nächsten Heft den alten und neuen Nazis und der Gefahr, die von ihnen ausgeht. Bis dahin!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 41, Winter 2011/2012
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228 / 99515-0

Redaktion
Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CVD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion
Saskia Otto

Artredaktion
Jan Späding

Mitarbeit
Barbara Bollwahn, Imke Emmerich, Raphael Geiger, Oliver Geyer, Hadija Haruna, Bernd Kramer, Sarah Lotz, Michael Moorstedt, Tobias Moorstedt, Karen Naundorf, Andreas Pankratz, Christine Wollowski

Gutachter
Prof. Dr. Michael-Burkhard Piorkowsky

Dokumentation
Kathrin Lillenthal

Schlussredaktion
Sven Barske

Lithografie
Meike Jäger

Redaktionsanschrift / Leserbrief
fluter - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, DUMMY-Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin, Tel. 030 / 30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung
DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Zeitschriftenvertrieb „fluter“
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-4827, Fax -45 02
fluter@fs-medien.de

Vertriebsleitung
Klaus Hofmann
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Frankenallee 71-81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-4827, Fax -45 02
zeitschriftenvertrieb@fs-medien.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen
www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen
IBRo
Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax 03 82 04 / 66-273, bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck
Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 06105 / 983-56 01, Fax -58 56 01
akzidenz@wvd-online.de

Quellen für Zahlen Arbeitsagentur, Berliner Senat, BMF, BMI, Bundesbank, Capgemini, Creditreform.de, DGB, Forbes, IBM, IMF, Standard Poor, Stiftung evz, UN

Bildnachweise
S. 5 u. S. 6 Julian Röder/Ostkreuz; S. 10 ullstein bild - Roger-Viollet/Albert Harlingue; S. 14 Charles O'Rear/Corbis; S. 17 Tim Hetherington/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 21 Maurice Weiss/Ostkreuz; S. 22 Paolo Pellegrin/Magnum Photo/Agentur Focus; S. 26 Ben Roberts/Pictoretank/Agentur Focus; S. 30 Bärbel Schmidt/Getty Images; S. 34 Sarina Finkelstein; S. 35 XINHUA/WPN/Agentur Focus; S. 41 ullstein bild - Hackenberg; S. 43 Steve Schapiro; S. 44 Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 49 Bettmann/Corbis; S. 50 Hoi Polloi

Papier
Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.